

Blüthen aus Italien.

Erste Sammlung.



Darmstadt 1808,

gedruckt u. verlegt bey L. C. Wittich.

Seiner Königlichen Hoheit

Ludewig

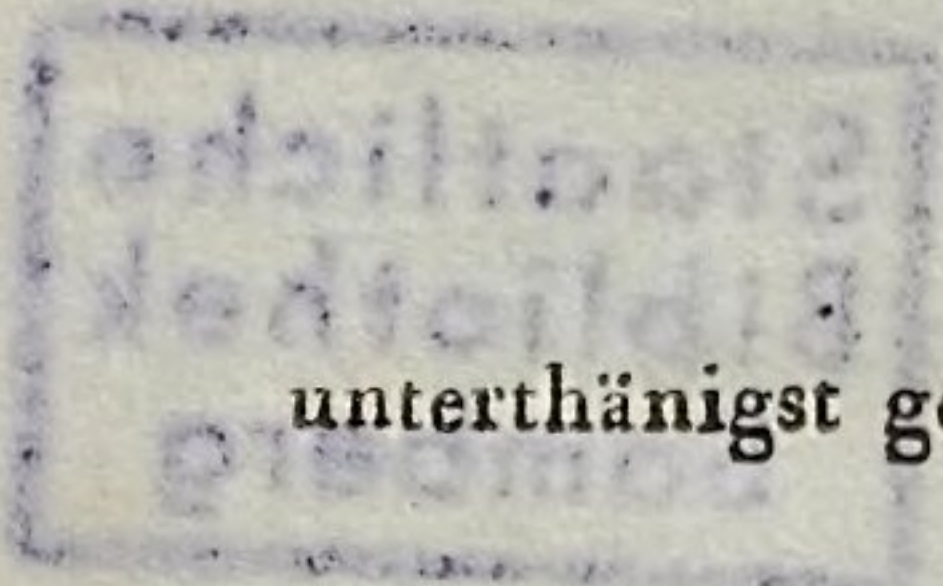
Groshertzog von Hessen

und

Ihro Königlichen Hoheit

Louise

Groshertzoginn von Hessen



unterthänigst gewidmet

von

dem Verfasser.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

An den Leser.

Der Verfasser dieser Briefe ist der kurz vor Ausbruch der französischen Revolution verstorbene Parlaments - Präsident Dupaty. Er war ein Mann, den die reinste Moralität, aufopfernde Menschenliebe und fester kühner Muth in Rettung der Unschuld und im Kampfe gegen die Greuel der damaligen monströsen Gesetzgebung Frankreichs charakterisirten. Er lieferte hier keine handwerksmäßige Reisebeschreibung, wie die Herrn vom Metier; eben so wenig machen diese Briefe auf tiefe Gelehrsamkeit Anspruch, noch

schildern sie Italien in allen Beziehungen seiner Staatsverwaltung, seines Handels, der Künste und Wissenschaften. Mit glühendem Gefühl und reger Liebe zu Natur und Kunst pflückte Dupaty im schönen Italien hier und dort diese Blüten, in denen sich ächte Genialität, eine reiche oft überströmende Phantasie, und ein sehr richtiger Schönheitstakt in hohem Grade aussprechen.

Im Jahre 1789. erschien bereits eine Uibersetzung dieses unter seinem wahren Gesichtspunkte sehr vortreflichen Werkes von Georg Forster in Mainz. Sie wurde von der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt am Main 1805. nach einem Zeitraume von 16. Jahren von neuem aufgelegt. Ich glaube daher dem Leser die Gründe anführen zu müssen, die das Erscheinen gegenwärtiger neuen Bearbeitung dieser Briefe motivirten.

Forsters Arbeit ist nur wörtliche Uibersetzung. Ohne über deren Werth ab-

sprechen zu wollen, bemerke ich beiläufig, daß französisch deutsche Wendungen in derselben nicht selten sind; daß der Uibersetzer kalt, rauh, hart erscheint, wenn Dupaty mit hinreissendem Gefühl Feuer und Flamme ist, und die zartesten Saiten unsers Herzens erklingen läßt. — Dupaty deraisonnirt oft ziemlich langweilig, mit ächt französischem Detail über izt abgeschiedene Staatsverfassungen, diese Raisonnements durfte die Uibersetzung nicht wegschneiden, und der Leser muß sich gähnend durch mehrere Seiten hindurch winden. In manchen Stellen blickt der Franzmann mit selbst gefälliger Miene auf uns Deutsche und auf den Italiener herunter, vergleicht unsre Sprache mit Erz, und wirft dem Italiener vor, er könne kein Buch schreiben, dies sey nur dem Franzosen vorbehalten. An andern Stellen übertreibt Dupaty ins groteske, z. B. die Galeeren, die Türken in Genua, Monaco etc.

Einer freien Bearbeitung war es erlaubt, jene uninteressant gewordene Details zu übergehen, und sich nur auf die Grundzüge einiger Staatsverwaltungen, und auf die Schönheiten der Natur und Kunst, in ihrem Heiligthum, in Italien zu beschränken. Eben dadurch wurde es leichter möglich, Dupatys reiche, sehr oft dichterische Diction, seine Bilder der glühendsten Phantasie, zu erreichen, ohne unsre Sprache den Zwang eines fremden Originals fühlen zu lassen. — Einige Briefe wurden ganz weggeschnitten, dagegen hie und da Zusätze gemacht, und an einigen Stellen ist unsers Stolbergs trefliche Reise nach Italien benützt.

Die oben angeführten Schwachheiten glaubte der Verfasser weder abschneiden, noch im Werke selbst rügen zu müssen, jene Uibertreibungen aber fallen jedem Sachkenner gleich ins Auge, und unserer allmächtigen Nachbarn litterairische Süffi-

sance diene zur Erschütterung des Zwergfells. — Ich überlasse es der Stimme des Publikums, ob gegenwärtige Sammlung eine neue Bearbeitung verdiente, ob dieselbe neben Forsters Uibersetzung als nicht überflüssig bestehen kann, ob sie endlich derselben an Werthe nachsteht. Jeder Kenner der französischen Sprache wird mir gerne zugeben, dafs es sehr schwer hält, Dupatys Ideen und Gefühle, in unsrer Muttersprache in ihrer vollen Stärke vorzutragen, ohne französisirtes Deutsch zu schreiben. Indessen glaube ich, diesen Zweck nicht ganz verfehlt zu haben, und füge nur die redliche Versicherung hinzu, dafs gegenwärtige Arbeit bereits der Vollendung nahe war, als mir ohnerachtet aller Nachforschungen erst vor kurzem die Existenz einer Uibersetzung von Dupatys Briefen und deren zweite Auflage bekannt wurde. — Zum Schlusse will ich noch bemerken, dafs die wirklich interessanten Details über

Toscana stehen geblieben sind, weil der gute, herrliche Leopold das Denkmal ganz verdient, das ihm Dupaty stiftete.

Im Febr. 1807.

v. H —

E r s t e r B r i e f.

Avignon im April.

Vorgestern kam ich hier an. Verzweifle in Paris nicht am Frühling, ich fand ihn beim Eintritt in die Grafschaft. — Vor allem zog mich Vauklusens Quelle an, ich besuchte sie gestern — doch, was sage ich, gestern; sie steht heut noch vor meinem geistigen Auge. Heut noch sehe ich aus der Mitte der Gebürgkette, wie aus dem Schlunde eines ungeheuren Trichters, den Strom herauf steigen, sich erheben und plötzlich in wildem Ungestümm donnernd, siedend, schäumend, in Wasserfällen herabstürzen, die dem Pinsel des Dichters und des Malers ewig unerreichbar bleiben werden. Ein Moment, und der Strom wird ruhig, jenen glücklichen Characteren ähnlich, die ihre Lebendigkeit schnell entflammt, ihre Güte bald besänftigt. Die Silberwellen werden zum Azur, sie strömen, rollen, schleichen auf smaragdnen Teppichen: bald durchschlängelt der Fluß ein reizendes Thal. Er verläßt es, und von neuem alle vereint, strömen die Bäche fort, und

wässern, befruchten, verschönern als Sorgue das herrliche Avignon.

Delille's Gemälde dieser schönen Gegend ist sehr getreu. Ich habe jeden Vers geprüft, sie sagen die Wahrheit, wie Prose; bei Reisenden und Dichtern etwas seltenes. Aber die Verse vermochten diese Stelle nicht zu schildern, sie feiern nur ihr Andenken. So gehts mit allen Gemälden, mit allen Schilderungen. Ich fand in den Versen nicht der Quelle Schäumen, nicht ihren Donner, nicht ihr Murmeln: ich sah sie nicht, die schwarzen Felsen, mit dem Schnee der brechenden Wogen grell kontrastirend — und konnte der Dichter den Teppich von funkelnden Smaragden ausbreiten, auf dem die Najade ruht?

Vauklüse ist das herrlichste Gemälde, die seltenste Erscheinung der Natur. Aber ich sage mit dem Dichter:

*Mais ces eaux, ce beau ciel, ce vallon enchan-
teur*

*Moins que Pétrarque et Laure intéressaient mon
coeur.*

Die Erinnerung an Petrark und seine Laura belebt, verschönert diese Gegenden durch ihren süßen Zauber. Ich habe der Liebenden Spuren auf allen Felsen gesucht. Hier rief ich, hier sassen sie, Hand in Hand; hier liebte Petrarka, hier flossen seine Thränen, hier entstiegen seiner

Brust die unsterblichen Seufzer, die uns noch tönen. Am Felsenabhang gelagert berauschte ich mich im Brausen der Gewässer, im Grün der Matten, im Azur des schönen Himmels, in des Lenzes Jugend, und in Laura's Andenken. Ich sammelte die Theuren alle um mich her: hier sah ich meine Kinder auf dem frischen Rasen hüpfen, dort sprangen sie am Ufer hin. Das Echo hat Laura's süßen Namen nicht vergessen, sagt Delille. — Der Dichter ist — Dichter: die undankbare Oreade hat ihn halb vergessen. Lebe wohl Quelle von Vauklüse! Kaum kennt man die Gegenden, wo Alexander Schlachten gewann; die Stellen, wo Petrark und Laura liebten, wird man nie vergessen, deiner Wässer Gemurmels, Vauklüses, und die Sänger der Gärten und Monate werden sie der Ewigkeit verkünden.

Z w e i t e r B r i e f.

Avignon.

Noch kann ich dir wenig über Avignon sagen, denn ich bin erst seit drei Tagen hier. Freilich hat M. . . eine Reise nach Italien geschrieben, und Frankreich nicht verlassen!!

Hier einiges, das mir merkwürdig scheint.

Der Vizelegat ist in peinlichen Sachen unumschränkter, in bürgerlichen, Richter erster In-

stanz. Die bürgerliche Justiz bedroht ja vor allen den Reichen, die peinliche den Hülflösen.

Der Vizelegat hat das Recht, zu begnadigen; eine eigene Trennung eines Hoheitsrechtes. In Frankreich haben die Tribunale oft das Recht, den König an Begnadigungen zu hindern; eine noch sonderbarere Trennung der Bestandtheile der Souverainität.

Der Pabst ist mit dem Vizelegaten so zufrieden, daß er ihn zum Leuchterträger seiner Kapelle ernannt hat, in der päpstlichen Verwaltung eine Stelle der Beförderung. — Gestern sah ich einen Menschen, der die Galeeren verläßt, wozu ihn dieser Leuchterträger wegen überwiesenem Meuchelmord sehr ungerecht und lächerlich verdammt.

Das Urtheil wurde an dem Unglücklichen vollstreckt; die Bemühungen des Intendanten von Toulon, das allgemeine Murren der Menge, alles war umsonst. — Seine Unschuld ward sonderbar entdeckt. Eines Tages war er im Arsenal zu Toulon, ein andrer Galeerensklave sagte zu einem seiner Gefährten: der Unglückliche! sein Anblick ist mir unerträglich. „Warum?“ Der Mensch ist eines Mordes wegen hier, den ich verübt habe. Lorenzo hört es, Augenblick des Entzückens! Er bittet, er beschwört den Sklaven, das Geheimniß seiner Unschuld unverzüglich in sichere Hände niederzulegen. Aber des Elenden Seele hatte sich

dem Mitleid wieder verschlossen, und war nur dem Schrecklichen offen. Lorenzo ist standhaft genug, mit Bewilligung seiner Obern zwei lange Jahre den Bürgen seiner Unschuld nicht zu verlassen, es gelingt ihm, seine Kette zu theilen. Er folgt ihm ins Hospital; Tage lang, die Nächte durch bestürmt er ihn, er rührt den Unmenschen nicht. Nach zwei Jahren endlich gelingt's ihm, durch Bitten und Thränen des Bösewichts Herz zu erweichen, sein Gewissen aufzuschrecken, ihm noch einmal das wichtige Geheimniß zu entlocken: Zeugen waren im Hinterhalte. Man bringt den Vorgang zu Papier, man eilt zum Intendanten. Er läßt den Verbrecher in den tiefsten Kerker werfen, unkluge Strenge! er wiederrief alles.

Die fünf Jahre der Strafe sind vorüber, Lorenzo hat die Galeere verlassen. Worauf verdammt man ihn wohl? Auf den leichtesten Anschein; der Gemordete hatte neun Louisd'or in der Tasche; man verhaftet drei Menschen, Lorenzo unter ihnen; man findet bei jedem drei Louis. Hier, sagte man, die neun Goldstücke, mithin — die drei Mörder. Man verdammt sie zur Galeere. Zwei starben. — Dangladers Geschichte, die Geschichte der Indizien, und aller peinlichen Gerichtshöfe — die Englischen ausgenommen. In England fürchten die Gesetze, zu verdammen, in Frankreich aber, freizusprechen. Der Unglückliche geht nach Rom, er will sich

dem Pabste zu Füßen werfen, um die Revision seines Prozesses bitten; der Pabst soll menschlich seyn. Ich habe eine Bemerkung gemacht: humane Menschen, (Menschen im eigentlichen Sinne) glauben Verbrechen schwerer, und täuschen sich seltner; die Humanität ist ein erleuchtender Stral.

D r i t t e r B r i e f .

Toulon.

Mein Weg führte mich hieher. Hier ein paar Worte über Toulon.

Die Stadt ist artig, von regulärer Bauart: tausend Bäche stürzen von den Felsen, von den Gebürgen, an denen Toulon sich anlehnt, und durchfliessen es. Eine Menge von Fontainen faßt das Wasser auf, und strömt es wieder aus, ganz Toulon gleicht einer Quelle. Diese Menge von Wasser macht den Winter kälter, aber sie erfrischt und kühlt des Sommers brennende Hitze.

Der Hafen verdient Bewunderung; dem Schiff, das Herrn von Souffren trug, dem *Héros*, gebührt dieser Name.

Die Einrichtung der Galeeren beschäftigte mich. Die Sklaven werden zu Toulon nicht mißhandelt, sie arbeiten, man bezahlt sie. Schrecklicher Gedanke; zehn Millionen Menschen in

Frankreich könnte vielleicht die Galeere glücklich machen, wenn man sie dazu nicht verdammt. Ehmals war kaum die Strafzeit der Sklaven vorüber, da kehrten sie wieder zurück: seit kurzem lassen die Gerichtshöfe die Verbrecher hängen, die sonst ein neues Vergehen der Galeere wieder gab. Die Zahl der Galeerensklaven bleibt sich fast in jedem Jahre gleich; das heißt, jedes Jahr erzeugt gleich viele Verbrechen. So dringt ungefähr täglich dieselbe Masse Wasser in ein Schiff, der Pumpen Arbeit ist gleich: aber wäre das Schiff besser, die Aufsicht sorgfältiger, wären die Tauen besser gefügt, so dränge täglich weniger Wasser in das Schiff.

In dem Register der Galeeren fand ich Kinder von dreizehn Jahren, die Strafe, daß sie bei ihren Vätern waren, die man des Schleichhandels überwiesen hatte!

Weil sie bei ihren Vätern waren? Hätte man sie bei ihnen nicht gefunden, sie wären in Bicêtre. — O! über des Fiscus Gesetze, über die Gunst, die er genießt: man verkauft ihm schweigend das Blut der Unschuld. Ich sah mehrere dieser Kinder; Thränen brannten in meinen Augen, Unwille flammte in meiner Seele; meinen Schmerz stillte nur die Hoffnung, daß ich nicht sterben werde, ohne alle Verbrechen unsrer ruchlosen Gesetzgebung entschleiert zu haben. Könnte ich die schändlichen Fesseln der Unschuldigen bre-

chen; süsse Hoffnung! Du findest im Register: „wegen Dieberei und starkem Verdacht des Mordes auf ewig zur Galeere —“ „wegen Schelmenstreichen und zahllosem Betrug rechtlicher Leute“ (dies sind die Worte) „auf hundert Jahre. —“ Letzteres ist das Urtheil des Zweibrücker Gerichtshofs; Frankreich leiht mehreren deutschen Fürsten seine Strafen. — Ferner: „wegen starkem Verdacht eines Mords und Diebstahls mit Einbruch zur ewigen Galeerenstrafe.“

Um hohen Preis würde ich eine Abschrift dieser Register kaufen. — Sie klären so vieles auf, und können zum Maasstab der blutigen Erndte dienen, die jedes Jahr das Würgschwerdt der peinlichen Gerechtigkeit in Frankreichs Gerichtshöfen niedermäht.

Ein sonderbares Ereigniß stürzte vor einiger Zeit die Galeerensklaven in die tiefste Verzweiflung. Der Marineintendant erhält Befehl, in drei Classen die Ausreisser, Schleichhändler und Verbrecher zu sondern. Hätten nicht die beiden ersten diese Trennung segnen sollen? Ihre Verzweiflung war gränzenlos. Alle Sklaven sehen sich aus einem Gesichtspunkte, das Unglück macht, wie der Tod, die Menschen alle gleich. Hier sind sie nichts als Unglückliche, Schwache, die der Stärkere besiegte. Sie kennen nicht die Schamröthe über des Verbrechens Schändlichkeit; sie ist ihr Ruhm; man ehrt den, der dem Feind am meisten

sten schadete, der grössere Gewandtheit, höheren Muth bewiesen hat. Der Ausreisser, der Schleichhändler verachtet den Verbrecher nicht; die Trennung raubte ihnen manche Vorthelle: einer verlor den rüstigen Gefährten, jener die gewohnte Stimme, den Blick, dem er sonst begegnete; dieser den Mann — der sein Unglück theilte. Als die Trennung nahte, da flossen bittre, herzliche Thränen. Der Intendant der Marine gewährte mehreren Sklaven die Gnade, an derselben Kette zu leben. Kannst du diese Tiefe des Menschenherzens ergründen?

V i e r t e r B r i e f.

Nizza.

Nizza ruht auf einem Amphitheater von Felsen, das sich ins Meer streckt. Es ist von Gebürgen umschlossen, die sich sanft neigen, und dem Blick des Wanderers reizende Landhäuser darbieten, von Maulbeeren, Oliven, Citronen, Pomeranzen, Limonen und Fruchtbäumen jeder Art beschattet. Dies ist des Landes größter Reichtum. Manche Privatleute lassen über 300000 Pomeranzen, über 150000 Citronen pflücken: kurz das Land ist überreich an Agrumi. Agrumi! Ein hartes rohes Wort! Diese Benennung giebt der Eigennutz, dem das Schöne nichts gilt; die

Gewohnheit, die dem Schönen seinen Zauber raubt — den herrlichen Aepfeln aus dem Garten der Hesperiden, durch welche Atalanta siegte.

Die Landhäuser um Nizza bewohnen Engländer, Franzosen, Deutsche, jedes ist eine Colonie: hier entfliehen dem Winter die Bewohner aller Weltgegenden. Nizza gleicht im Winter einem Gewächshaus für jede schwächliche Gesundheit. Diese Jahreszeit währt hier nur zwei Monate, und ist nie rauh. Indessen stürmen von Zeit zu Zeit im Jahr vom Gebürg herab die Nordwinde, und sind im Frühling, im Herbst, im Sommer selbst, den Einwohnern beschwerlich.

Thomas gewinnt hier jeden Tag vier bis fünf Stunden an seinem Leben, das heißt, am Denken und Studiren. Zu sehr beschäftigt ihn der Ruhm; er arbeitet seit dreisig Jahren Tag und Nacht an seiner Statue. Ich sah Engländerinnen von reizender, von hinreissender Schönheit. Hinsterbend kamen sie an, Nizza's Luft schenkte ihnen ihre Blüte wieder. Winkelmann, selbst der gegen die Gestalt der Engländerinnen so strenge, ungerechte Winkelmann würde bei Mistris B.... nachsichtiger seyn. Sie vereint Frankreichs Rosen und Englands Lilien, das Interesse der Weiber ihres Lands, und die Reitze der unsrigen; sie verdunkelt ihr ganzes Geschlecht, mich liefs sie Nizza vergessen.

F ü n f t e r B r i e f.

Nizza.

Gestern führte man mich in die dunkelste Strasse; ich trat in das ärmlichste Haus, stieg bis zum fünften Stock und stand vor einem kleinen Manne, dem Gesicht nach von fünfzig Jahren, schlecht in Grau gekleidet, mit einer Beutelperücke; flüchtig, lebhaft, voll wechselnder Gebehrten, — es war der erste Präsident des Senats von Nizza. Es fehlt dem Manne, (er heißt Graf von...) nicht an Geist, nicht an Kenntnissen. Dies beweist seine Bewunderung Montesquieu's, und sein Urtheil über des Landes schlechte Gesetzgebung. Wie viele öffentliche Personen in manchen Ländern Europens vermögten nur ein solches Urtheil zu fällen?

Die Polizeigewalt liegt in den Händen des Militärs; der französische Consul findet das sehr gut, der Vizeconsul sehr schlimm, dies liegt in ihren Aemtern. Der Erzbischof hat die Bücherpolizei, urtheile wie frei sie ist; Boileau's Werke dürfen nicht öffentlich verkauft werden. Du findest zu Nizza keine Sitten, wenig Religion, dagegen viel Andacht — das heißt, Heuchelei.

Heut früh wollten wir nach Genua abfahren, in der Nacht fiel Schnee, wir bekamen widrigen Wind, und mußten bleiben. Ein Mittagessen bei

Thomas und ein Tag, in seiner Gesellschaft ver-
 lebt, entschädigten uns reichlich. — Das Essen
 war zu schnell geendigt, Thomas war sehr lie-
 benswürdig. Wir zergliederten all unsere Schön-
 geister, unsre berühmten Denker alle; selbst die
 Köpfe, die sich solche glauben. Beim Nachtsch
 kam Italien, die Weiber, der Frühling an die
 Reihe: Thomas hatte einen Augenblick die Nach-
 welt rein vergessen. Er entschuldigte den am
 Morgen gefallenen Schnee mit einem Zufall,
 dem Nizza's-Clima sonst nicht unterworfen seye.

Mit uns als ein Herr von R... der jeden Win-
 ter in Nizza, und den übrigen Theil des Jahrs in
 andern Gegenden Europa's zubringt. Seine Brust
 schmerzte mich wirklich (wie Madame de Sevigné
 sagte). Uiber diese sympathetischen oder widri-
 gen Gefühle, welche empfindende Wesen anzie-
 hen oder abstossen, ihnen Vergnügen und Schmerz
 mittheilen, ist noch nicht genug gedacht. Smith
 fühlte nicht wie ich, das Asthma des Hrn. von
 R... Dieser Edelmann schien mir ohne Geist;
 im Gang der Unterhaltung wurde er warm, seine
 Seele erhob, sein Geist entwickelte sich. So trifft
 man oft auf hoher See Winde, wenn an der Kü-
 ste Stille herrscht.

S e c h s t e r B r i e f.

Monaco.

Wir schiffen an des Meeres Küste: uns zur Seite Berge und Felsen, die starr und strotzend das prächtige Italien begränzen. Wir besuchen die Herrschaft Monaco, wir landen im Hafen; er enthält drei Fischerbarken und ein holländisches Schiff. Zwei bis drei Strassen auf steilen Felsen, achthundert hungernde Elende, ein zerstörtes Schloß, ein Bataillon französischer Truppen, etliche Pomeranzen, Oliven, und Maulbeerbäume, auf ein paar Morgen Landes hingestreut, die am Felsen hängen; hier hast du Monaco. Das Elend ist unbegrenzt. Der Commandant des französischen Bataillons, der jezt zwanzig Monate da wohnt, weinte fast vor Freude als er uns erblickte, er sagte: wenn er ein Huhn uns anzubieten hätte, er würde uns knieend bitten, es mit ihm zu verzehren. Der Herrscher von Monaco hat einen Hof, eine Wache von zwanzig Mann (zwanzig Bauern) seine Kammer besteht aus vier Nobilis, dies sind — vier Bürger. So oft er nach Monaco kömmt, besucht er vor seinem Eintritt ins Schloß, vom Hof und den Unterthanen begleitet, eine kleine Kapelle, um Gott für seine glückliche Ankunft zu danken. Im Schloß sind Inschriften, hier eine zur Probe! Uiber einem Thor, das der Einfahrt eines Wirthshauses gleicht, liest man:

„*Crypto Porticum hanc, etsi tot regum, imperatorum, et summorum pontificum ingressu decoratam, tamen tantae molis vastitate angustam, ampliavit, illustravit, exornavit anno salutis 1623.*”

Was liesse sich mehr über das Thor des Kapitols setzen? — Bei unsrer Ankunft in Monaco mußten wir unsre Namen einem Manne abgeben, der in einer Hütte eben einen Schuh besohlt hatte, es war der Hafenkommandant. — Uibrigens ist der Fürst von Monaco gut, er wird geliebt: sein Staat ist klein — aber das ist nicht seine Schuld.

S i e b e n t e r B r i e f.

G e n u a.

Ich komme aus den Pallästen Brignole, Sera und Kiagera. Ich bin verblendet, betäubt, entzückt, mein Bewußtseyn ist nur dunkel. In meinen Augen flimmert noch Gold, Marmor, Cristall, Porphyr, Basalt, Alabaster, in Säulen, in Wandpfeilern, in Kapitälern, in Verzierungen jeder Art, von allen Ordnungen; von der jonischen, dorischn, und corinthischen. Tausend Gemälde stehen zerstückt vor meinem innern Auge; ich sehe Köpfe, Füße, Hände, Körper, und Leichname, Greise und blühende Mädchen, die Venus, und die heilige Jungfrau. Hier glänzen schmerzliche Thränen unter den grauen Wimpern eines ehrwürdigen

gen Greises; dort entfaltet sich ein liebliches Lächeln auf den Lippen eines fünfzehnjährigen Mädchens voll Jugendreitz; es muß ihr erstes Lächeln seyn.

Aber im Gewühl so vieler Gemäldetrümmern, seh' ich einige noch ganz. Ein Gemälde von Paolo Veronese. Judith hat dem Holofernes den Kopf abgehauen. Ihre Begleiterin ist eine Schwarze; ein Contrast, der Staunen erregt. Auf Judith's Gesichte, in ihrer ganzen Stellung kämpft Natur und fanatische Schwärmerei; ihre Blicke fliehen den Kopf, den die zitternde Hand hält. Die Begleiterin, die kein Fanatismus stärkt, macht der Kopf und das Verbrechen erschrocken schauern. Holofernes ist vom Tode umschleiert. Hinweg zu einer Himmelfahrt von Guido. Nur so können Engel, nur so konnte die Jungfrau seyn, nur so zum Himmel steigen. In den Lüften umschweben sie Hand in Hand Engel, die sich nur selbst übertreffen. So würden wir Sterbliche zur Erde stürzen, wie diese Engel der Jungfrau nach zum Himmel fliegen. Welche Verklärung auf der göttlichen Stirne! Schon haben die feuchten Blicke den Himmel durchdrungen, und ruhen, von dem Glück der Seligen glänzend, in dem Schoos des Gottes, der ihrer harret. Unter den Engeln von jedem jugendlichen Alter sind manche so klein, daß andre ihnen die Hände reichen, um ihnen hinauf zu helfen. Die kleinen lächeln den

grössern, diese der Jungfrau zu. Wie glücklich sind sie, sie lernen noch mehr Liebe! Es war die Phantasie eines Engels, die dies Gemälde dachte.

Wer ist das Weib auf dem Lager dort, das nur des Todes Schleier deckt? Tod ist in den Füßen, in den untern Theilen, schon steigt er längst dem Arme herauf. Die schwindenden Spuren von Schönheit, von Liebe und Schmerz verlöschen auf der blassen Stirne. Es ist Kleopatra. Erstorben sind die Reitze, die so lang Antonius fesselten, einen Augenblick Cäsar verführten, und fast so viele Stürme und Verwüstungen in der Welt erzeugten, als Roms Waffen; ein Augenblick, sie heissen nicht mehr Kleopatra, sie sind ein Leichnam. Noch von einigen Gemalden ist mir die Erinnerung deutlich geblieben. Ein Christus, der Thomas Finger in die Wunde legt; Lazarus, der erweckt wird; Jakob, dem man Josephs blutiges Hemd bringt. — Alle Sprachen sind zu arm, sie zu schildern. Schliesse meine Augen, Gott des Schlags, sie sind ermattet.

A c h t e r B r i e f.

G e n u a.

Sechs Uhr Morgens. Meine Phantasie erwacht in dem Saale des Pallastes Sera, oder besser in

jenem der Sonne. Noch schlage ich die Augen nieder, die Pracht dieses Saals spottet jeder Beschreibung: er gleicht der Natur durch ein Prisma betrachtet. Spiegel, Boden, Säulen, Gold, Azur, Porphir, Marmor — nur hier ist Pracht!

Die neue Strasse in Genua ist die schönste der Welt. In zwei unabsehbaren Linien glänzen, auf Lavapflaster, in weissem, schwarzem, buntem Stucco, die Hallen, die Façaden, die Säulengänge einer Menge von Pallästen, deren Reichthum, Höhe und Masse wetteifern. Die Aussenseiten dieser Palläste bieten Gemälde dar. Die Häuser sind in Genua sehr hoch, die Strassen eng. Nie stiehlt sich ein Sonnenstrahl hinab; die Stadt scheint nur für eine Jahreszeit, für den Sommer gebaut.

Die Eigenthümer dieser herrlichen Gebäude, meistens Nobilis und Senatoren, kennen die Schönheiten nicht, die sie besitzen, oder lernen sie erst durch der Fremden Staunen, und des Rufes Stimme kennen.

Neben den Sälen, in die Säle selbst, wo Tians, Vandicks, Rubens, Veronese's Pinsel zauberte, nehmen die Edlen Genua's täglich die rohesten Erzeugnisse unwissender Pinsler auf. — Sie bewohnen nicht die prachtathmenden Gemächer, in Dachzimmer eingezwängt, scheinen sie nur ihrer Palläste Hüter.

Die Marmorhallen, die Säulengänge, die Thore von Marmor belagert den ganzen Tag eine Schaar von Bettlern. Auf dem Boden von Granit und Porphir, durch alle Künste bearbeitet und Spiegeln gleich geschliffen, zertreten sie das Ungeziefer, das sie verzehrt.

Ich sah den Pallast des Dogen. Dort hält der Senat seine Sitzungen, von dort aus weht über 500000 Unterthanen der Geist seiner Verwaltung, seiner Gesetze, seiner Politik; das heisst, seines Geizes. Starres Staunen fesselt den Blick beim Eintritt in den Vorhof. Die Façade, mit Säulen und Statuen von Marmor verziert, reißt zur Bewunderung hin. Im Saal des kleinen Raths findest du die zierlichste, in jenem des grossen Raths die prachtvollste Bauart. Zwischen einer Menge von Säulen stehend empfangen die Statuen der grossen Männer der Republik von jedem Vorübergehenden den Lohn ihrer Verdienste, ihres Glücks; eine Erinnerung, einen Blick — den Zoll der Nachwelt. Der Marschall von R..... steht mitten unter ihnen. — Im Jahr 1773. zerstörte ein Brand diese Denkmale, mit ihnen eine Menge Gemälde der grössten Meister. Die Gebäude waren bald hergestellt, die Gemälde nicht; man fand noch Baumeister und Bildhauer, Maler konnte man keinen finden.

Ich verlies des Dogen Pallast, ein andrer von grosser Pracht nahm mich auf; ich wandelte un-

ter einem langen Säulengange auf Marmor von allen Farben; ein ungeheures Thor rauscht auf, ich bin in — einem Hospital. Es enthält zwölfhundert Kranke in Säle vertheilt; in diesem Männer, in jenem Weiber; hier Verwundete, dort Fieberkranke. Der Tod flog unter den hundert von Unglücklichen umher, und mähte mit der allmächtigen Sense. Vor meinen Augen starben Kranke. Weinende Verwandte umgaben alle Lager, sanfter Trost und Hülfe linderte die Leiden der Armen: dort verzweifelte eine Mutter am Bette der Tochter, hier starrte der Mann auf die sterbende Gattin. — In diesen Gemächern des Jammers schliessen doch liebende theure Hände sanft die brechenden Augen. — Welche Ordnung, welche Reinlichkeit! Der Kranke wird geheilt.

Die Statuen aller Wohlthäter des Hospitals sind in den Sälen vertheilt. Mit süsser Wonne kann der Genesende seinen Dank in heissen Thränen zu den Füßen seiner Schutzgötter ausströmen. In einem eignen Gefühle froher Wehmuth weilte ich in diesen Wohnungen des Schmerzes.

N e u n t e r B r i e f.

Genua.

Der Freihafen ist eine Niederlage, wo alle Waaren ausgeladen werden, die auf dem Meere in Genua ankommen.

In bunten Haufen siehst du hier Massen von Grünspan, Fässer Zucker, Marmor, Caffee, Holz, Leinwand; die Erzeugnisse Asiens und des kalten Norden. Mit regem Leben, in drängender Thätigkeit wogt die Menge. Zwei starke öffentliche Zölle sind bei allen Waaren, bei jedem Ballen in Bewegung; der eine erhebt zehn vom Hundert von den Waaren, die in Genua bleiben, der andre drei vom Hundert für die weiter gehenden. Die Beischaffung und den Transport aller Waaren besorgen Bergamasken, deren Stärke und Redlichkeit die Genueser reichlich belohnen. Ich besuchte die Bank des h. Georg. Hier ruht unter tausend Schlössern das grosse schreckliche Räthsel, ob die Bank Milliarden reich ist, oder sie schuldet. Dies Räthsel ist des Staates Wohl, und zum Theil sein Reichthum. In Genua giebt's nur eine öffentliche Bäckerei und ein öffentliches Wirthshaus; beide werden unter der Autorität des Senats verwaltet und dirigirt. Die Republik hat das Monopol des Brods, des Weins, des Holzes, des Oels: aber, sagst du, sie wird diese Bedürfnisse des Lebens im niedrigsten Preise, von der besten Beschaffenheit verkaufen, um dem Murren vorzubeugen? Du irrst; sie verkauft um den höchsten Preis die schlechteste Waare, und kümmert sich um der Menge Murren nicht. Aber erliegen nicht die Unterthanen unter einem solchen Monopol, wie ertragen sie diesen Druck? Sie betteln, stehlen, morden, leiden, aber sie ha-

ben Hospitäler. Das Maas des Druckes, das der Mensch ertragen kann, hat seinen Gipfel nicht erreicht. Das Volk ist nicht so schnell in Aufruhr; das Wasser im vollen Gefässe fließt noch nicht über, ein Tropfen zu viel und es ist geschehen. Um dies Tröpfchen zu hindern, opfern die Nobilis dem Geitze einen Theil ihres Ansehens; die meisten Verordnungen bleiben unvollzogen, drei Theile von Verbrechen ungestraft. Man erkaufte das Schweigen der Murrenden. Indess glaubt man des Tropfens Ueberfließen unvermeidlich; die Geduld des Volks ist ermüdet. — Was kümmert das die Nobilis in Genua, das Ziel ihres Strebens ist Reichthum. Viele schlagen eine Stelle im Senat von der Hand des Looses aus, und buhlen um den kleinsten Posten bei der Verwaltung der Bank, der Spitäler, wenn das Loos ihnen denselben streitig macht. Es fehlt den Nobilis an der mächtigsten Triebfeder, ein Land gut zu beherrschen; sie haben kein Land, und sind nur Handelsleute. Das öffentliche Bäckereigebäude ist unermesslich. Hier das Brod der Armen, dort jenes der Reichen; erstere sind die zahlreichsten. Die Armen sind ein unglückliches Mittelding zwischen den Reichen und den Thieren; diesen stehen sie am nächsten. Ich wollte von ihrem Brode kosten, o ihr glücklichen Thiere! — Eine bittere Empfindung begleitete mich in den Pallast Durazzo, an der sich alle seine Schönheiten, all seine Reichthümer abstumpften.

Luxus und Pracht beleidigen das Auge, das noch Thränen über Menschenelend befeuchten.

Z e h n t e r B r i e f.

G e n u a.

Aus der Menge von Gemälden im Pallast Durazzo stehen nur Viere noch deutlich vor meiner Erinnerung. Ein Greis von Rembrand. Er war groß im Helldunkel; frappante Wahrheit und lebendige Täuschung spricht sich in dem Gemälde aus.

Hat Veronese Magdalenen zu Jesus Füßen gesehen? Dies war sein Anstand, dies seine edle Haltung, dies der gütige, fast bewegte Blick. Magdalena ist so schön, so rührend, so hingeschmolzen. Jeder Zug der Personen des Gemäldes ist voll Ausdruck. Alles Licht ruht auf einem Punkt, von dem es sich auf die einzelnen Parthieen vertheilt, die welches fodern. Himmlische Luft weht auf dieser Leinwand.

Die meisten Maler sind Versemacher, keine Dichter. Tasso zeigte uns Olint und Sophronia, an einen Pfahl gebunden, der Flamme des Scheiderhaufens harrend. Wie schlecht gelangts dem Maler, Tasso zu copiren! Ich höre nicht Olints Klagen, sehe Sophroniens hingebende Entschlossenheit nicht; dies Volk ist nicht gerührt, der

Tirann nicht in Wuth. Nur in Tassos unsterblichem Buch lebt Sophronie; sie nur sagt Olinthen: du klagst, mein Freund! Blicke auf zum schönen Himmel, sieh die Sonne, sie winkt uns tröstend zu. Von dem allen findest du nichts im Gemälde, die Leinwand ist stumm.

E i l f t e r B r i e f.

G e n u a.

Ich habe Seneca sterben gesehen, denn ich sah ein Gemälde seines Todes. Seneca ist in der Mitte des Gemäldes, halb nackt, sein Körper bedarf keines Schutzes mehr gegen die Elemente, zu denen er eben wiederkehrt. Die Füße sind im Bad, sein Blut rieselt. In einiger Entfernung von dem Weisen sitzt, niedriger als er, ein Schreiber zur Rechten, zwei andre zur Linken; alle schrieben eben noch, sie haben aufgehört. In derselben Linie, in einem Winkel im Schatten ein Soldat; gegenüber im Lichte ein alter Senator. Der Greis dictirt, sein Ende erwartend, die Ideen, die ihm vorschweben; der Tod hemmt ihren Gang. Der Arm erkaltet, die Füße bluten nicht mehr; der Körper starrt, der Kopf wankt, das Auge will einen fliehenden Gedanken fassen, es erlischt.

Die Blicke der drei Schreiber hängen in verschiedenen Mischungen von Interesse, Aufmerk-

samkeit und Unruhe an des Weisen Lippen, die noch ein Wort zu bilden scheinen. Jetzt hoffen sie es vollendet; der Tod hat die Lippen versiegelt. Der Centurio der Thüre nah, zählt mit erhobenem Fusse des Weisen Todesseufzer, denn — Nero wartet. Und der alte Senator — denkt an Nero und studirt Seneca's Tod.

Z w ö l f t e r B r i e f.

Genua.

Auf den Galeeren schleppen fünf vermischte Gattungen Unglücklicher Ketten; Verbrecher, Schleichhändler, Ausreisser, von Corsaren gefangene Türken und freiwillige Sklaven.

Leztere sind Arme, die die Regierung auf dem engen Scheideweg zwischen Hunger und Tod aufsucht, erwartet, ausspürt; den Elenden blinkt eine Hand voll Silbers entgegen und sie sehen die Galeere nicht, sie lassen sich werben. Elend und Verbrechen an einer Kette, sich zur Seite! Der Mann im Dienst der Republik theilt die Strafe ihres Verräthers.

Die Genueser treiben die Barbarei noch höher: wenn der Zeitpunkt naht, wo der Dienst der Unglücklichen aufhört, dann leiht man ihnen Geld. Dürstend nach Genüssen leben sie nur für den Augenblick, sie nehmen das angebotene an;

an: aber nach acht Tagen bleiben ihnen nur Ketten und Reue, sie müssen mit acht andern Jahren ihres Daseyns die Schuld bezahlen und von neuem in Eisen schmachten.

So schleppen die meisten von Werbung zu Schulden, von Schulden zu Werbung, ihres Lebens Summe auf den Galeeren hin, und sterben im tiefsten Abgrund des Elends und der Schande. Wir sahen unter ihnen einen jungen Franzosen; Thränen unterbrachen die Erzählung seines Unglücks, wir gaben ihm etwas Geld, sie flossen häufiger. — Hinweg von diesem Orte der Trauer, wo man des Menschen Leiden nur beklagen, wo man nicht retten kann; wo selbst des Mitleids hohe Gewalt nichts vermag.

„Was ist das für ein niedrer, finstrier, feuchter Kerker dort im Winkel?“ fragte ich meinen Führer; „die Abtheilung von Brettern vermehrt ja seine Dumpfheit, macht ihn noch niedrer: wer sind die verwilderten Gestalten am Boden und oben auf den Brettern? Kaum vermögen sie zu kriechen; langes struppigtes Haar verhüllt die scheuslichen Köpfe, die mit gräßlich wilden Blicken unter den Decken hervorstarren. Ist dies harte schwarze Brod ihre Speise, dies schlammigte Wasser ihr Getränk?“

Warum nicht? Sie liegen jezt seit zwanzig Jahren immer hier, und sind Greise von siebzig

Jahren. — „Wer sind die Unglücklichen?“ Es sind — Türken. — Diese Menschen haben das Gepräge der Menschheit ganz verlohren, sie kennen nur des Körpers Bedürfnisse. In diesem Grabe vermoderten ihre Ideen, ihre Erinnerungen an die Natur, und an ihr heimisches Land.

Die andern Türken, die die sechzig noch nicht erreicht haben, sind in kleinen offenen Behältnissen, von sechs zu sechs Fufs, in einer langen Mauer angefesselt, wo sie kaum liegen, oder sitzen können. Hier athmen sie das bisschen Luft ein, das man ihnen gestattet, besser — das sie der Grausamkeit entwenden.

Indessen haben die Genueser ein Beispiel von Toleranz gegeben, das man von ihnen nicht erwarten sollte. Sie haben diesen Türken eine Moschee gestattet, in Frankreich haben die Protestanten keine Tempel.

Noch ein Zug, und das Gemälde der Galeere ist vollendet. Von Bank zu Bank verkauft man Reste von Nahrungsmitteln, die selbst die Hunde in den Strafsen, an den Gossen verschmäht hatten: gierig fielen die Menschen darüber her, und entrissen sich kämpfend das köstliche Mahl.

Deine Palläste, Genua, sind nicht hoch, nicht unermefslich, nicht zahlreich, nicht glänzend genug, der Reisende hat noch Augen für deine Galeeren.

Dreizehnter Brief.

Genua.

Der Exdoge L. . . ist ein lebenswürdiger Greis, der Ehrfurcht einflößt. Er hat viele Länder bereist, viel gelesen, er kämpfte, auf den verschiedenen Posten seiner Republik, mit dem Interesse, mit Leidenschaften, mit Schwächen, er durchdrang alle Falten des menschlichen Herzens, und hörte so auf, Nobili, Exdoge, Senator zu seyn, er ward nur Mensch.

Jeden Moment, den L. . . dem Ruhme entziehen kann, weihet er dem Naturgenuss in Poggis reizenden Gärten. Dort fließt sein Leben sanft auf grünenden Matten hin, wie die Bäche, die sie durchschlängeln, und Tag und Nacht in den herrlichsten Wasserkünsten herabstürzen.

L. . . nimmt jeden Fremden zuvorkommend auf, der ihn zu Poggi besucht, selbst jenen, der nur Poggi seinen Besuch schenkt. Sein Herz, sein Geist, seine Gärten, alles ist offen. Sein Anstand ist einfach und edel, er verräth den Mann, der immer nur gehoben wurde, sich nie erhob. Sein Empfang ist einnehmend, nie wird sein Ruhm dem Fremden drückend, man ist schnell bei ihm zu Hause.

L. . . s Unterhaltung ist oft, wie man sie wünscht; immer die, welcher man gewachsen

ist, denn niemand vergift, so wie er, sein Selbst, um in andern zu leben. Er spricht am liebsten von Künsten und Wissenschaften, denen er immer mit liebendem Sinn opferte, die seinen Ruhm vergrößerten, ihm oft süßen Trost gewährten.

Seine Phantasie ist durch die Meisterwerke der Malerei bereichert, in seinem Ohr tönen die Meisterstücke der Dichter aller Sprachen. Schöne Stellen, feine Züge, anscheinend witzige aber tiefe Bemerkungen entschlüpfen ihm flüchtig, und glänzen zwischen des Alters ernstesten Betrachtungen hindurch.

Man darf L. . . widersprechen, man kränkt seine Meinung, nie seine Eigenliebe. Er verachtet nie, denn sein Geist schwankt nicht, aber er kennt die Schwächen des Menschen. Man setze ihm kühn Fragen, er vergift nicht, daß er sein Wissen erringen mußte; er antwortet, und schenkt mit edler Freimüthigkeit, aber ohne Gepränge, jedem der Wahrheit köstliches Kleinod. L. . . bleibt sich in der Stadt und auf dem Lande gleich, er gebe im Senat Gesetze, oder pflanze einen Strauch in seinen Hainen. Poggis Gärten sind entzückend. Dort herrscht nicht die Symmetrie, die steife Baukunst, in der sich des Besitzers Stolz ausspricht: da ist nicht unter des Meisels, unter des Rechens und der Richtschnur Zwang, jedes Blumenbeet nur eine Blume, jede Allee nur ein Baum, nicht jeder freie Platz ein breiter Weg.

Poggi ist keiner der Gärten, wo alles in einer Masse in die Augen springt, wo das Wasser in Bassins gefesselt ewig schläft, und ewig schweigt, kurz, die, in all ihrem Umfang, nur für einen Blick, für hundert Schritte, für einer Stunde Raum geschaffen scheinen.

L. . . hat alles ausgeführt, was Kenntniß und warme Liebe der schönen Natur, mit Rasen, Erde, Wasser, Blumen, mit grünenden Schatten und dem wechselnden Spiel des Sonnenlichts zu schaffen vermögen. Auge, Phantasie und Herz sind gleich entzückt.

Diese herrlichen Gärten bieten, in einem ziemlich beschränkten Umfange, den Schritten immer Raum, dem Blick stets neue Gegenstände, der Seele Stoff zu ewig neuen Träumereien. Jede Blume glänzt hier, jeder Wassertropfen murmelt, rieselt; kein Baum bleibt unbemerkt, aber nicht einer paradirt. Hier eine Grotte, dort eine ländliche Hütte, in der Fernê Heerden; du triffst auf tausend zufällige Dinge, die kluger Plan dir in den Weg führt, bist in einem Garten, und glaubst dich in ländlichen Gefilden, und in der freien großen Natur.

Das Grün besteht grossentheils aus jenen düstern, finstern Bäumen, welche die andern Jahreszeiten dem Winter überlassen; aus Pinien, Cypressen, Lerchen und Wintereichen. Allein sie

sind mit den lachendsten Gebüschcn des Frühlings, mit den reichsten Sträuchern des Herbstes, mit den herrlichsten Bäumen des Sommers, mit Siringen, Linden und Platanen vermählt. Ihr melankolisches Dunkel, erhellt durch die Nähe und Mischung dieser lieblichern Vegetation, erweckt den Triübsinn nicht, seheucht den umwölkten Blick nicht zurück. Das Grün dieser Gärten gleicht der Unterhaltung ihres Besitzers: die Gedanken, die Gefühle des Alters sind herrschend, aber gewählte Reminiszenzen früherer Jahre glänzen hervor, und machen den Greis sehr lebenswürdig.

L. . . schuf seine Gärten selbst; hier blüht ihm endlich schwer errungener Selbstgenuß. Er hatte den seltnen Muth, im Alter dem Gewühl der Leidenschaften, selbst der Liebe zum Ruhm zu entsagen, keine blieb dem edlen Manne, als — die reinste Menschenliebe.

Bald umgeben ihn Landbewohner, die im tiefen Gefühl des Unglücks seinen Pallast betraten, und glücklich, froh, ihn verlassen: bald wandelt er auf seinen Auen, in der Stille seiner Wälder, und lauscht dem Concert der Vögel, dem Murmeln seiner Quellen; er schwelgt im Genuß eines schönen Frühlingsmorgens, eines kühlen Sommerabends, selbst des Winters heitre Stunden bieten ihm Genüsse.

Oft sitzt L. . . im Schatten eines Haines, einsam und allein im kleinen Marmortempel, sein Blick dringt durch die Säulen und das wehende Laub hinaus auf das stürmende Meer, auf Genua's Senat, den die Stürme der Ehrsucht in Bewegung setzen. Sieh hier den Abend eines Weisen.

Vierzehnter Brief.

Genua.

Das prächtige Hospital der Unheilbaren erfüllt den Denker, den Mann von Gefühl mit Schauern. Neun hundert Unglückliche schmachten vom Schmerz auf das Lager gefesselt, das sie nie mehr verlassen sollen: Greise schleppen ein Leben voll Marter hin, Kinder beginnen die fürchterliche Schule langer Leiden. Beben ergriff mich, als ich diese stummen Wohnungen des Schmerzes durchwandelte. In allen Sälen nur eine leise Bewegung, nur ein stiller Seufzer. Wo ist der Gefühllose, der diesen nie genesenden Schlachtopfern jeder Krankheit, aus allen Altern, allen Geschlechtern, nicht eine stille Thräne zollt?

Ihnen zur Seite, in einem andern Saale, sind die Wahnsinnigen. Derselbe Ort vereint die Unglücklichen alle, die das Menschengeschlecht austieft. Dies Spital soll schlechter verwaltet wer-

den als die übrigen; die Leiden seiner Bewohner sind ewig, das Mitleid ist nur wandelbar. Auch dieses edelste Gefühl liebt das neue; jedes Menschenherz ist der Veränderung Spiel.

Künftigen Sonntag will der Doge und der Senat das Spital besuchen: schon werden alle Betten gereinigt, alle Säle mit Wohlgerüchen durchräuchert, alle Mauern verziert. Schrecklicher Betrug! So zeigt man den Königen auf Reisen ihre Staaten.

F ü n f z e h n t e r B r i e f.

Genua.

Ein Gemälde von Albani, das in Gnidus Tempel, nicht in einem von Genua's Pallästen stehen, das Montesquieu dir copiren sollte. In einem Thale, von bebüschten Felsen gekrönt, sitzt unter einer Weide, an der Quelle Rand, ein Schäfer und zwei Schäferinnen, vom Lichte eines Sommerabends umflossen. Der Schäfer bläst die Flöte, eine Schäferin blickt lauschend ihn an, schon streckt sie die Hand aus, ihm eine Rose zu reichen; ungeduldige Sehnsucht nach dem Ende des Lieds, um dem Schäfer die Rose zu schenken, und der Wunsch, noch lange seine Flöte zu hören, kämpfen in ihren Blicken. Die jüngere Gefährtin sieht nicht auf, sie hört den

Schäfer nicht, ihr Auge ruht sinnend auf der Quelle. In der Ferne spielende Kinder, welche Lämmer mit Blumenketten umwinden. Du kennst Gessners Idyllen?

Sechzehnter Brief.

Genua.

Genua's Bewohner bestehen aus drei Classen. Die Nobilis, zwei tausend an der Zahl, die Bürger, Kaufleute, Handwerker, Advokaten, Priester bilden die Masse der Bevölkerung; die Armen endlich von jeder Gattung ihren Auswurf.

Ehmals kannte man unter den Nobilis eine Rangordnung, diese Scheidewand ist gefallen. Man kann den Adel kaufen, das heißt, seine Privilegien, indem man für 10000 Livres seinen Namen in das goldne Buch einschreiben läßt. Die Nobilis vom alten Adel mußten ihrer Sicherheit dies Opfer bringen. Sie ziehen besser die emporgekommenen Bürger in den Adel, als sie im Volke zu lassen. Dort können jene ohne Scheu und Furcht fortfahren, sie zu verachten: hier wäre Verachtung unmöglich, und Furcht an ihrer Stelle.

Die Genueser lieben, schätzen, fürchten das Gold über alles. Sie belohnen die Verdienste ih-

rer Staatssekretaire nur darum mit dem Adel, weil diese reich geworden sind. Doch sah man in Genua Männer in diesem Amte, die tugendhaft genug waren, arm zu bleiben — die Tugend wohnt in jedem Stande. Die Nobilis sind unermesslich reich; manche haben eine Million Einkünfte. Ihr Prunk sind Bediente, Pferde, Mönche. Einige schenken den Armen viel, aber — den Bettlern: ihre Wohlthaten werden so unklug ausgespendet, daß die Zahl der Armen im Staate wächst; das Betteln kömmt in höhern Flor. Du findest in Genua keinen Bettler, der nicht täglich seiner Nahrung sicher ist; nicht so der Handwerker.

Die Staatsgewalt ist ohne Kraft. Die Auflagen, nicht über zwei Millionen, schwinden, in hundert gierigen Händen, zum unbedeutenden Nichts herab, bis sie zur Staatskasse gelangen. Die Kriegsmacht zählt keine zweitausend Köpfe; denn Festungen und Galeeren sind nicht zu rechnen.

Die Gesetzgebung ist zu getheilt, sie ruht zu kurze Zeit in einer Hand: zu viele leiten das Staatsruder, der Einklang fehlt, der im Ganzen walten muß. Die Gesetze sind das Werk der Nobilis, nicht reife Weisheit erzeugt sie; flüchtig skizzirt faßt sie eine Urne, des Zufalls Hand ruft sie ins Daseyn hervor.

Die Militairgewalt behält ein General nur drei Monden lang: er kommandirt in fliegenden lan-

gen Haaren, im schwarzen Kleide und kurzen Mantel.

Den Dogen zeichnet nur die Macht aus, Gegenstände zum Vortrag zu bringen; sie ist wichtig in der Hand des Weisen, der Bösewicht kann sie schrecklich machen.

Der Doge bekleidet zwei Jahre seine Stelle. Nur ein Dekret kann ihm in dieser Zeit erlauben, den Pallast zu verlassen: des Staates Haupt ist sein Gefangener. Nach zwei Jahren muß er zehn Tage lang in seinem Hause bleiben, von Ferne bewacht. Jeder Bürger hat das Recht, ihn anzuklagen, das Collegium der Supremi untersucht sein Betragen; am zehnten Tage erfolgt die Freisprechung. Ein weises Herkommen, das aber jezt nur noch Formalität ist.

Die Nobilis kümmern sich so wenig um Staatsgeschäfte, daß oft Geldstrafen die zur Berathschlagung erforderliche Zahl zusammen treiben müssen.

Siebzehnter Brief.

Genua.

Das Justizwesen wird so schlecht verwaltet, als andere Theile des Staats. Die Berufungen sind ohne Zahl.

Sonderbar ist die Besetzung der Gerichtshöfe. In erster Instanz richten Fremde, die höhern Richter sind Inländer. Die Urtheile des Senats gelangen an das Kollegium der Supremi. — Der Sitzungssaal des kleinen Raths, wo jedermann Zutritt hat, faßt nicht zwei hundert Menschen; jener des großen Raths, dessen Sitzungen geheim sind, faßt deren zwei tausend.

Die Sachwalter lassen in die Sitzung Körbe mit Büchern tragen, aus denen sie ganze Stellen ablesen, ein lächerliches Prunken mit fremdem Wissen, das die Verhandlungen ins Unendliche zieht! Die Advokaten sprechen sitzend, eine Stellung, der Redekunst nicht günstig. — Zwar streuen diese Herrn der Göttin nicht viel Weihrauch!

Fünf Richter sitzen um eine Tafel, der Präsident in der Mitte. Die Mittagsglocke schlug, sie standen auf, die Zuhörer fielen auf die Kniee, selbst die Advokaten schwiegen, man betete den Angelus. Einige Richter verliessen einen Augenblick den Saal, die Anwölde sprachen fort, unaufhaltbar, wie das Glas der Zeit. Man stimmt durch schwarze und weisse Kugeln; weder Parthien noch Zeugen unterschreiben Urkunden, die von Notarien ausgefertigt werden; so gebieten diese über alle Verträge.

Achtzehnter Brief.

Genua.

Die peinlichen Urtheile sind motivirt. Der Senat hat das Begnadigungsrecht, und übt es fast immer aus, um dem Volke zu gefallen, dem Straßlosigkeit für Freiheit gilt; den Nobilis ist sie die Gewalt des Drucks. So hält des Volks und des Adels Freiheit gleichen Schritt.

Alle peinlichen Sachen werden verhandelt, Todesurtheile sind äusserst selten. Seit sechs Jahren fällte man nur zwei, das letzte erzwang des Volkes Ungestümm erst nach zwei Monaten. Fast wäre der Verbrecher noch entwischt, die Henker ließen ihm Flucht, das Volk verfolgte ihn, und zwang ihn den Dienern der Gerechtigkeit wieder auf; es war ein zehnfacher Mörder.

Beim Eingang der Stadt sind Schandsteine in den Mauern, sie enthalten das Urtheil gewisser Verbrechen, und weihen sie dem Fluch der Menge. Statuen und Schandsäulen könnten viele Tugenden schaffen, manche Laster zernichten.

Der Genueser ist rachsüchtig. Diesen Durst nach Rache erzeugen die Schwürigkeiten, Recht gegen die Nobilis, welche ihre Macht deckt, gegen Mitbürger, welche von jenen geschützt sind, zu erhalten. Daher jene Menge begangener Morde, darinn ihre Rechtfertignng, und jene der all-

gemeinen Straflosigkeit. Die meisten Morde sind nicht Verbrechen, sie sind Selbsthülfe.

Du findest sie in der Wiege jeder Nation, der Zweikampf trägt noch ihre Spuren.

Neunzehnter Brief.

Genua.

Das Cicisbeat ist nirgends mehr im Schwunge als in Genua.

Was ist ein Cicisbeo? Er ist zu Genua der Pariser *ami de la maison*.

Die Damen haben kein Ansehen im Hause; der Mann ordnet an, und zahlt. Bei vielen Nobilis und Reichen besorgt ein Priester die Haushaltung. Die Genueserinnen sind ohne Geschmack gekleidet: du vermisest bei ihnen die Harmonie des Kopfputzes mit den Zügen, der Kleiderfarben mit jener des Gesichts, der Zeuge mit dem Wuchs. Nicht eine weißs Gebrechen zu verhüllen, Schönheiten glänzen zu lassen, sich zu verjüngen. Alle legen weißs auf, selbst Damen von blendender Weifse. Das Weißs ist in Genua Mode, wie das Roth in Paris; Roth schändet die Genueserinn, Weißs unsre Weiber. Ein auffallender Contrast!

Die Damen tragen eine Art von Schleiern, Mezzaro genannt. Unter seiner Hülle, die nur ihre Galanterien verschleiert, gehen sie mit Anstand allenthalben ohne Begleitung hin. Alle schöneren menschlichen Gefühle haben in Genua der Sittenlosigkeit das Feld geräumt. Dort ist man nicht Mutter, nicht Kind, nicht Bruder; man hat Erben, Verwandte. Selbst die Liebe haust in diesen Mauern nicht, du findest hier nur Mann und Weib.

Hasardspiele sind öffentlich erlaubt. Was Wunder, daß Männer, die am Morgen auf der Börse mit Staatspapieren spielen, den Abend in ihren Assembleen der Karte weihen! Und doch hat in den glänzenden Sälen die Langeweile ihre Altäre. Man speist nie zusammen: in den Assembleen giebt man Erfrischungen, man spielt, verliert, gewinnt, glänzt, der Cicisbeo huldigt seiner Dame.

Der Aberglaube hat in Genua seinen prächtigsten Tempel. Die Straßen wimmeln von Priestern und Mönchen, leuchtende Madonnen erhellen jeden Winkel. Diese Stadt ist der Schauplatz der widrigsten Contraste; im zügellosen Genua findest du keine Mädchen der Freude, keine Religion im Gewimmel ihrer Diener; Staatsverwalter ohne Zahl, und keine Staatsverwaltung; Arme in Schaaren, und nirgends so viel Almosen als hier.

Z w a n z i g s t e r B r i e f.

G e n u a.

Das albergo de' poveri, die Armenherberge, ist ein prachtvolles Gebäude, von kolossalischer Grösse, besser hiesse es Pallast der Armen. Die Säulen, die Wandpfeiler von Marmor, die häufigen Verzierungen machen hier einen widrigen Eindruck; jede Stelle, wo eine Säule steht, könnte ein paar Unglückliche mehr aufnehmen. Ob man sich nicht durch diesen Pallast mit den Armen wegen der Stelle abfinden wollte, die ihnen in allen Pallästen gebührt?

Die Armen sind hier in einer Freistätte versammelt, nicht in Kerkern eingesperrt. Morgen können alle, wenn sie wollen, die Mädchen mit einer Aussteuer — die Männer mit Handwerkszeug das Hospital verlassen. Die Wohlthaten sind da keine Ketten. Auch in diesem Tempel der Menschenliebe erblickst du die Statuen aller der Edlen, die das Hospital stifteten, aller, die es unterhalten; jene sitzend, diese stehend — eine sinnreiche Anspielung.

Das Spital und seine Einkünfte verdankt Genua der Eitelkeit, der Religiosität, und der Menschenliebe. Die Revenüen sind unermesslich, sie könnten eine vierfach grössere Zahl von Armen nähren, wenn sie nicht verwaltet werden müßten. In der Kapelle ist ein todter Christus, in
den

den Armen seiner Mutter, als Basrelief von Michel Angelo. Sein Name enthebt mich alles Lobs. Auch findest du hier eine Gruppe von Statuen, die Mariens Himmelfahrt bildet, Piigets Meisel wollte ein Wunderwerk darstellen, er schuf eins.

Ein und zwanzigster Brief.

Genua.

Die Kirchen gleichen Schauspielhäusern, sie sind mit Vergoldung, Gemälden, Marmor überhäuft, ein Luxus athmet in ihnen, der nicht an seiner Stelle ist. Nur einen Gott darf das Herz im Tempel finden, wenn glühende Andacht es erheben soll; Gemälde, Statuen, Zierrathen fesseln es an die Erde. Zwischen dem Schöpfer und Geschöpf liege nur die Unermesslichkeit; diese Kluft, die sie scheidet, nähert das Göttliche im Menschen seiner Quelle.

Eines dichten verschlungnen Haines Geister-schatten ist der hehrste Tempel; im feierlichen Dunkel, im leisen Wehen, im Rauschen hoher Wipfel fühlt die Seele Gottes Nähe, dort fanden ihn die alten Gallier.

Die Cathedralkirche allein hat Majestät, und die von Carignan vergift man, in staunendes

Entzücken bei der Statüe des h. Sebastian versunken, die Piügets Meisel hier ins Leben rief. Das Gesicht ist voll des lebendigsten Ausdrucks: Schmerz kämpft mit des Glaubens Stärke. Dieser schöne Körper, von Pfeilen durchbohrt, diese Quaalen der schönsten Seele erschüttern tief: sie harret voll Sehnsucht des Augenblicks, der sie vom Schmerz entfesselt, und dem heimischen Himmel wieder schenkt.

Eine andere Statüe von Piüget stellt einen Bischoff vor; auch sie ist schön, — aber neben dem leidenden Jüngling! Das Herz ist zu ergreifen, um zu bewundern.

Zwei und zwanzigster Brief.

Lukka.

Ich erwache in der Stadt, wo vor zwei tausend Jahren Pompejus, Cäsar, und Crassus, die Welt der Römer zerstückten, um sie zu theilen. Ob sie wohl so sanft schliefen, wie ich, nachdem sie über 400000 Menschen das Loos geworfen hatten? An der Stelle von Roms Senat fand ich den von Lukka. — Das ganze Gebiet der Republic beträgt 8 Quadratmeilen. Eine Bevölkerung von 120000 Seelen schleppt hier ein kümmerliches Leben hin. Dieser Baum, im frucht-

baren aber beschränkten Boden gepflanzt, hat das Unglück, von zwei hundert wuchernden Zweigen, von zwei hundert Familien Nobilis entkräftet zu werden. Das Recht, zu unterdrücken auf einer, dem Druck gezwungen erliegen, von der andern Seite; das heisst hier, wie in allen aristokratischen Verfassungen, in diesen hundertköpfigen Despotien — Freiheit. Das Wort *Libertas* glänzt in Gold über den Stadthoren, in allen Strassenecken, das Volk liest den Namen, und träumt sich im Besitz der Sache.

Die Nobilis feiern jedes Jahr ein grosses Freiheitsfest. — Aber wie kann das Volk so blind an Freiheit glauben? — Soll ja das hölzerne Crucifix *Volto Santo*, dessen Füsse an Werkeltagen rothsammtene, an Sonntagen Pantoffel von Goldstoff schmücken, eines Tags aus Sankt Ferdina Kirche, wahrscheinlich aus Langerweile in eine Kapelle mitten in der Kathedralkirche eine Luftreise gemacht haben, und das Volk glaubt die Sache als Heiligthum!

Wichtige Notizen über Lukka verdanke ich dem Grafen R. . . einem der ersten Beherrscher dieser kleinen Stadt. Er lebte lang in Frankreich. Eine Theresa M. . . ist von einnehmender Schönheit. Sie denkt als Engländerin, und urtheilt als Französin. Sie sagte mir, dass die italienische Litteratur jedem unerträglich werde, der in die Tiefen der französischen eingedrungen sey. „Wie,

Madame, Tasso, Ariost? —” „Ariost und Tasso hatten gar kein Vaterland, sie schufen sich ihre eigene Sprache. —” „Und Metastasio; denn Ihr Herz muß gefühlvoll seyn;” (sie war schön) — Sie lächelte, denn sie verstand mich. — „Gut; Metastasio skizzirt nur, er berührt nur die Herzen, Racine vollendet, malt aus, und verwundet tief.”

Der Graf führte mich in der ersten Conversatione der Nobilis auf, Langeweile hatte den Vorsitz. Das vertrauten mir die Damen, ich hatte es schon selbst empfunden. — Ein barbarisches Gesetz verfolgt ihre Reitze, raubt ihnen den Putz, und hüllt sie für das ganze Jahr in Trauerkleidung. In der Fasching allein tragen sie farbige Kleider, und wechseln dann täglich. Sonderbares Gesetz gegen den Luxus! Mit vieler Mühe verschafte ich mir Lukkas Criminalgesetze, man findet sie in Buchläden nicht, ein Rechtsgelehrter verkaufte mir ein Exemplar, und rühmte sich der freundschaftlichsten Gefälligkeit.

Graf R. . . hat mehrere ausgesuchte Gemälde; jene des Grafen B. . . übertreffen sie. Er besitzt die Skizze der schönen Scene von Paolo Veronese. Ein kleines Kind, das einem Lamm liebkost, von Correggio. Kaum berühren es die kleinen Hände, sie scheinen es zu küssen.

’Nichts mehr von Gemälden, Correggio ist der Liebling der Grazien.

Der Pallast des Senats ist ohne Interesse, die Bibliothek der Dominikanermönche enthält manche Seltenheit.

Das Volk in Lukka ist nicht zufrieden, „was hältst du von der Freiheit,“ fragte ich einen Bürger? „Das fragen Sie die Nobilis, Signor,“ war die Antwort. Ein anderer sagte, „Furcht ist hier mächtiger als Liebe,“ ein dritter: „Die Nobilis zahlen keine Eingangsrechte. —“ Gestern blieb der Senat von Lukka von 5 Uhr Abends bis Morgens Viere versammelt; es betraf die Pension eines Sergeanten. —

Die Garnison in Lukka ist nicht 600 Mann stark. — Die Lukkeser Bauern morden sich um der kleinlichsten Ursache willen. Ihr Zwist dauert nicht lange, ein Schimpfwort, dann ein Messerstich, und die Sache ist abgethan. Die nahen Gebürge, das Angrenzen vieler Staaten, und schlechte Justiz unterhalten des Volkes Rachsucht.

Lebe wohl Lukka, und Libertas, vor allen du Theresa, denn nur dich verläßt man bei der Abreise aus diesen Mauern.

Drei und zwanzigster Brief.

Pisa.

Auf dem Wege nach Pisa sind Bäder. Der Groshertzog, seine Gemahlin, und einige ihrer

Kinder sind da, diesen werden die Blattern eingepft. In dem schönsten Marmor fließen kristallne Fluthen, in ihrem Schoofse Gesundheit und neues Leben. — Pisa ist auf beide Ufer des Arno gebaut; es ist verödet. Eine Bevölkerung von 120000 Bürgern unter den Consuln und ersten Medizis ist unter der Könige Regierung auf 15000 Msnschen eingeschmolzen. — Indiens Handel hat seinen ehemaligen Weg durch Italien verändert. Der berühmte Thurm von Pisa steht am Dom; er ist von edler Bauart, schreckt aber den Reisenden, da er fünfzehn Fuß auf einer Seite überhängt. Er neigt sich schon seit Jahrhunderten, wie Rom unter den Kaisern.

Diese merkwürdige Erscheinung ist ein Räthsel; macht des Bodens Beschaffenheit, oder der Wille des Baumeisters den Thurm sich neigen?

Der Dom ist ein hehres majestätisches Gebäude. Zwei Reihen antiker Säulen von Granit, siebzig an der Zahl, Trümmer von Tempeln der Vorzeit, konnte der Gothische Geschmack nicht verunstalten, der sie hier zusammen stellte. Die Arbeit an den ehernen Kirchenthüren verdient staunende Bewunderung.

Man könnte mit Virgil sagen:

Spirantia mollius aera.

Neben dem Dom ist das berühmte *Campo Santo*, welches aus einer hohen Gallerie besteht, die

in einem länglichten Viereck um einen Hof umher läuft. Auf der äussern, offenen, auf Säulen ruhenden Seite, stehen Särge, deren rohe Bildhauerarbeit von einem hohen Alterthum zeugt. Einige Denkmale und Särge sind vortreflich. Unter diesen steht dasjenige, was der König von Preussen dem Algarotti errichten liess. Oben liest man folgende Inschrift:

*Algarotto, Ovidii aemulo, Newtonii discipulo
Fridericus Magnus.*

Ovid, Algarotti, Newton und Friedrich auf einem Grabmale!

Darunter steht das marmorne Brustbild von Algarotti mit der Inschrift:

Algarottus non omnis.

Ueber dem Sarge eine lesende Muse und die Eule der Pallas. Im Hofe ist ein Garten, der aus heiliger Erde besteht: Die Pisaner brachten sie zur Zeit der Kreuzzüge mit, um ihre Todten darin zu begraben. Sie soll eine merkwürdige Eigenschaft haben; sie verzehrt in einer Stunde einen Leichnam. Diese marmornen Bilder der Vergänglichkeit, die dumpf dröhnenden Hallen, einsames Schweigen des Todes; diese Erde, die Namen, der Ewigkeit geweiht, die abgeschiedenen Jahrhunderte erfüllen das Herz mit sanfter Wehmuth, mit heiligen Schauern.

Vier und zwanzigster Brief.

Florenz.

Florenz enthält die schönste Gallerie der Welt, aber heute nichts von Gemälden, nichts von Statuen, ich sah Leopold und sein Volk.

Dieser Fürst liebt sein Volk; er hat alle unnöthigen Auflagen abgeschafft, fast alle Truppen verabschiedet, und die Festungswerke schleifen lassen, deren Unterhalt grofse Summen kostete: Manufacturen wurden errichtet, Landstraßen auf seine Kosten gebaut. Er stiftete Spitäler, man hält sie für seine eigenen Palläste. Allenthalben herrscht Reinlichkeit, Ordnung, zarte liebende Sorgfalt; besser können Greise von ihren Kindern, Kinder von ihren Müttern nicht gewartet werden. Menschenliebe und die edelste Humanität entlocken hier Thränen, überflüssig ist über dem Eingange dieser Tempel der Wohlthätigkeit Leopolds Beiname: „Vater der Armen.“ Denkmale, wie diese, bedürfen keiner Inschrift.

Der Grosherzog besucht oft seine Armen, seine Kranken; seine Menschlichkeit ist nicht Wahrung, sie ist Character. Thränen der Freude fließen, wenn der edle Fürst in diesen Wohnungen des Schmerzes erscheint, Segenswünsche begleiten ihn.

Der Pallast des Grosherzogs steht jedem Unterthanen offen. Nur drei Tage jeder Woche sind ausschliessend einer Menschenklasse gewidmet, nicht den Großen, den Malern, Dichtern, oder Virtuosen, — den Hülflosen. Das Genie, alle Talente finden hier ihre Heimath. — Eine Menge von Feiertagen wurde dem Aberglauben entrissen, und dem Feldbau, den Künsten, der Sittlichkeit geweiht. Der Fürst ist mit einer totalen Verbesserung der Gesetzgebung beschäftigt. Die bürgerlichen Gesetze werden vereinfacht, die peinlichen gemildert. Seit zehn Jahren färbte in Toskana kein Blut die Schaffotte. Diese Milde hat den günstigsten Einfluß auf des Volkes Sitten; mit der Abschaffung unmenschlicher Strafen sind schwere Verbrechen zur Seltenheit geworden: Toskanas Gefängnisse sind seit drei Monaten leer.

Die wirksamsten Gesetze gegen den Luxus, sind das Beispiel des Grosherzogs, und seine hohe Achtung für Simplicität. Wenn die Sonne über Toskanas Staat heraufsteigt, ergreift sein Herrscher des Staates Zügel, um sechs Uhr Morgens hat er schon viele Thränen getrocknet.

Die Nobilis finden sich nicht genug ausgezeichnet, die Priester nicht genug gefürchtet, die Mönche zu wenig bereichert, die Staatsdiener zu viel unter Aufsicht. Richter, Militair, Geistlich.

keit, jedes Individuum muß die Stelle ausfüllen, die es im Staate einnimmt; der Fürst herrscht.

Seine Kinder werden nicht im Pallaste zu Prinzen, — denn das sind sie, — erzogen, man bildet in einem Privathause Menschen aus ihnen. Sie werden mit dem Unglück stets in Berührung gebracht, von dem ihre Geburt sie entfernt, ihre Herzen öffnen sich früh dem Mitleid und der wohlthätigen Menschenliebe. Ich sah Lockes Werke in ihren Händen.

Man schlug dem Groshertzog, zu Bestreitung der Feste, die dem König und der Königin von Neapel gegeben werden sollen, eine sehr mäsige Auflage vor. „Meine Gemahlin hat noch für 3 Millionen Brillanten,“ war die Antwort.

Dieser edle Fürst ist wahrhaft glücklich; denn sein Volk ist es, und er glaubt an Gott. Welche süßen Genüsse für ihn, wenn er am Abend, eh' das sorgsame Auge sich schließt, eh' er dem Schlummergott in die Arme fällt, dem höchsten Wesen über das Glück einer Million Menschen Rechnung ablegt. Solch ein Fürst, in dieser Er-
giessung gegen Gott, ein himmlisches Schauspiel.

Noch zwei Anekdoten, die das Gemälde vollenden. Man beklagte eines Tages, daß des Groshertzogs Staaten nicht ausgebreiteter seyen. Ach! es giebt doch noch Unglückliche darinn,

rief er schmerzlich. Ein andres mal erklärte er; er kenne nur zwei Klassen von Menschen im Staate, den Redlichen und den Schurken.

Fünf und zwanzigster Brief.

Pisa.

Gestern zeigte ich dir den Groshertzog nur im blendenden Stralenkranze, heut sollst du Tadel, sollst die Fehler hören, die des Neides schieflender Blick an ihm zu entdecken glaubte, aber er sah gleich dem Blinden Flecken auf der Sonne.

„Seit er unumschränkte Freiheit des Handels und der Gewerbe eingeführt habe, sey die erwerbende Klasse ohne Brod. Seit dem Gesetze, das die Verhaftung der Schuldner aufgehoben, leihe man dem Unglücklichen nicht mehr. Der Groshertzog beschütze das Betteln, er hasse den Fiscus und den Adel, er kränke und verfolge beide.“

Höre mein Gespräch mit einem sehr unterrichteten Manne über die drei ersten Punkte, ein andres mal über den vierten.

Ich sah, hub ich an, das Spital in Pisa; in keinem kann sich die Menschheit weniger über die Palläste beklagen. Die Inschrift über dem

Eingänge: „*providentia Leopoldi patris pauperum*“ ist nicht Schmeichelei. „Es könnte mehr geschehen,“ erwiederte mein Gegner. — Dann haben diese Hospitäler einen grossen Vorzug, sie sind geräumig, luftig: Luft ist des Gesunden erste Nahrung, des Kranken erstes Heilmittel. — „Sie haben unsere Spitäler gesehen, Sie reisen also nicht, wie der grosse Haufe der Engländer: unter Hunderten nicht zwei, die Kenntnisse und Belehrung auf ihren Reisen suchen. — Zu Wasser oder zu Lande Meilen zurücklegen, Punsch und Thee in den Gasthäusern trinken, alle Nationen herabsetzen, dagegen sich ohne Ende ins Lob der Ihrigen ergiessen, das ist's, was der grosse Haufe der Engländer Reisen nennt: ihre Belehrungen schöpfen sie alle aus dem Postbuche.“

Aber sagen Sie mir, welche Wirkungen erzeugte die unumschränkte Freiheit des Handels?

„Sie waren so segenvoll, dafs das Volk den steinigen würde, der die alten Handelsgesetze wieder einführen wollte. Ich habe alles gelesen, was für und wider geschrieben wurde; die Erfahrung entschied für die Freiheit. Vor ihrer Einführung erlebte Toskana zwei Missjahre, der Staat mußte Früchte kaufen; er brachte ein Opfer von 100000 Thalern, doch gab es Unruhen, und die Hungersnoth liess sich spüren. Seit der Einführung der Freiheit hatte

„Toskana drei noch stärkere Missjahre: es wurden keine Früchte gakaft, keine Schulden gemacht; es gab keine Verwirrung, und Toskana — lebte. Wenn Handelsfreiheit Segen bringen soll, so muß sie unbeschränkt seyn: der Ströme gehemmter Lauf erzeugt Stockung und Ueberschwemmungen. Diese glückliche Freiheit hat die Cultur und Industrie gehoben, der Landmann ist reich, der Handwerker wohlhabend. — Die ersten Jahre finden Schwierigkeiten; das Loos jedes Anfangs: die Freiheit gleicht dem Kinde, das allein gehen lernt; sie fällt zuweilen, aber jeder Fall giebt ihr Lehren, jeder Schritt stärkt sie.“

Diese Bemerkungen sind sehr wahr, jedes Gesetz, das ausser dem Verbrechen noch etwas untersagt, ist Druck.

Beschäftigt sich der Grosherzog, fragte ich weiter, mit der Ausrottung des Bettelns in seinen Staaten?

„Die Staatsverwaltung beschäftigt sich damit,“ antwortete man, „allein die Sache geht langsam, religiöse Vorurtheile, Privatinteresse begünstigen die Bettler. Sie sind Spionen: durch diesen Canal erfährt man alles, was in den Kirchen vorgeht, wie viel Kerzen geopfert werden, welcher Priester Messe liest: die Bettler besorgen manche kleine Aufträge und — wohlfeil. Ein entscheidender Schritt gegen das Betteln,

„und der Aberglaube schreit über Ruchlosigkeit,
 „der Geitz über Despotismus. Das Uebel hat in
 „diesem Lande tief eingreifende starke Wurzeln,
 „sie wuchern selbst in den Altären.“

Sollte denn wohl das Verbot, die Schuldner verhaften zu lassen, Ursache gewesen seyn, daß man den Unglücklichen weniger leiht, und daß ihrer Hülfbedürftigkeit weniger Quellen offen stehen?

„Man fürchtete das, der Erfolg lehrte anders.
 „Nicht auf das Pfand persönlicher Freiheit lieh
 „der Gläubiger, dies Pfand war unnütz, oder
 „lastend: ihm bleiben jetzt immer die Güter seines Schuldners. Der redliche Unglückliche hat
 „jederzeit Credit, der Schurke findet keinen, und
 „das ist sehr nützlich; man kann die Redlichkeit nicht unentbehrlich genug machen.“

Befriedigt durch diese einsichtsvollen Antworten, wollte ich ferner wissen, ob die Folter und die Todesstrafe in Toskana abgeschafft seyen. —

„Sie sind es, nicht durch ein Gesetz; sondern
 „durch Befehle, man erwartet Erfahrungen, um
 „diese Abschaffung gesetzlich zu machen.“

Wir sprachen noch von Unterdrückung der Asyle in Toskana, und ihrer Beibehaltung in Rom, von dem Mißbrauche dieses Herkommens; von der Unmöglichkeit einer guten Regierung

des Kirchenstaats, von einer Bulle, die den Bann auf die Bauern herabdonnert, welche aus dem Kirchenstaate gewisse Waaren nach Toskana ausführen. Ein Bauer soll gesagt haben: Der Bann ficht mich nicht an, er kann nur meines Esels Rücken treffen, der schleppt die Waare, und sein Rücken trägt viel.

Mit wem hatte ich diese Unterredung, wer löste so meine Einwürfe auf? Ein Schriftsteller, ein Mann am Staatsruder, eine Privatperson? — — Der Groshertzog selbst; er antwortete in einer Audienz von einer Stunde meinen Fragen; er sprach nie von sich; „man hat dies, jenes gethan, die Regierung macht diese Verfügung,“ so lehnte er immer mit anspruchloser Bescheidenheit meine Bewunderung ab.

In seinem Zimmer athmet die edelste Simplicität, der gute Fürst kennt keinen Luxus, als das Glück seines Volkes.

Die jungen Prinzen lernen in Lockes Werken den Menschen kennen, sie studiren früh die schwere Kunst, Menschenglück zu gründen. Zu Livorno findest du mich wieder; dort sehe ich den Fürsten, den ich hier verlasse; er ist in jedem Winkel seiner Staaten.

Sechs und zwanzigster Brief.

Florenz.

Im Vorsaal der berühmten Gallerie hängen die Bildnisse aller Medizeer, die sie gesammelt haben. Die Edlen der Vorzeit selbst scheinen den Fremden zum Genuß ihrer Schätze einzuladen.

In Gedanken versunken, stand ich vor den acht Medizeern, in deren Hand Jahrhunderte hindurch im Frieden und in Bürger- und auswärtigen Kriegen die Herrschergewalt ruhte, die heute Toskana regiert. Vor meiner Seele stieg ihre Seelengrösse, ihre keimende Macht auf, wie sie, vom ersten Einfluß des Geistes, der Tugenden und des Reichthums, zur ungeheuren Grösse, zum Despotismus heranwuchs.

In der Gallerie stehen acht und fünfzig Statuen, neun und achtzig Büsten, und drei Gruppen, alles antik.

Ein herrliches Pferd entstrebt voll edler Ungeduld des Marmors Fesseln; seine Hufe, die Naslöcher, die Mähne, das Auge — alles schnaubt, sehnt sich in des Himmels Luft, und in den ungemessnen Raum.

Der Römer in Rednerstellung ist Cäsar, alles spricht an ihm. Dieses Mundes Beredsamkeit schmiedete der Fesseln so viele!

In

In den schönen, himmlischen Formen des Leiergottes spricht sich die reinste Göttlichkeit aus. — Unsichtbarer Zauber hat, in schwindenden, wiederkehrenden Wellenlinien, die schönen Glieder alle verschmolzen; des Lebens sanfter, reinster Hauch schwellt sie, weht in ihnen mit regem Feuer. Begeisterung wohnt in dem schönen Kopfe, die Zukunft malt sich in diesem Blick.

Die Reitze der Blumengöttin scheinen eben aufgeblüht, wie ihre Kinder in der schönen Hand. Laß, wenn der junge Lenz erwacht, im grünen Hain, unter Veilchen und Rosen, am Rand der lispelnden Quelle, von Tauben umgirt, von Nachtigallen umflötet; laß in süsse Träume dich wiegen; deiner Gebilde lieblichstes gleicht dieser Flora nicht.

Sieh da, den Schalken Amor als Jüngling; nein, es ist Merkur. Diese Gestalt ist rein göttlich, sie fühlte nie des Körpers Bedürfnisse, sie kostete nur seine reinsten jugendlichen Genüsse. Ein köstlicher Einklang in den üppigen Formen, eine köstliche Melodie: verzeihe mir den Ausdruck, es giebt eine Musik der Farben und der Formen, wie eine der Töne.

Merkurn zur Seite steht Bacchus von Michel Angelo, er ist hier noch schön! Der Künstler näherte den Gott der Menschheit, das zärtliche

Weib würde Merkur, das leidenschaftliche diesen Bacchus wählen. Ein andrer Bacchus übertrifft den ersten, er stützt sich auf einen Faun. In jedem Theile des Körpers, in jeder Form so viel weiche Zartheit! Der Gott verflüchtigt sich vor dem staunenden Blick, er gleicht dem Traumgebild, das vor dem geistigen Auge des Liebenden steht, wenn Trennung die stärkeren Züge des angebeteten Bildes verwischt. Ein Dilettant vermifste an ihm die Trunkenheit, die den Gott des Weins so auszeichnend charakterisirt. „Der Blick ist nicht verwirrt, ohne Zerstörung; Bacchus wankt ja nicht einmal?“ War denn Bacchus der Sterblichen einer? war meine Antwort.

Ich kann dir nicht jede dieser Statuen detailliren, sie haben alle ihre individuellen, alle solche Schönheiten, die ihnen gemein sind. Bei jeder sind die Nuditäten Fleisch, die Drapperien wirkliche Kleider; bei allen drappirt die Phantasie die Gewänder, oder lüftet den hüllenden Schleier.

Jene einzige Linie, die der schaffenden Natur der Maasstab zur Form des Menschen war, läßt der Meisel und das Genie der Künstler hier in den ansprechendsten Formen, in sanft wallendem, verschmolznem Leben spielen: du findest keine Winkel, die Linie flieht in leichten schwebenden Umrissen, in Umrissen kehrt sie flüchtig zurück. Sie verweilt nicht, das Auge hat kei-

nen Ruhepunkt; jede Form verfließt in ihrer Schwester. So schrieb Virgil, Racine, Fenelon.

Drangen wohl die Griechen in der Natur geheimste Werkstätte, belauschten sie im Werden die Schöpferlinie; entlockten sie ihr selbst das Geheimniß, die Blicke zu bezaubern, Ideale zu bilden, oder fanden sie ihre Götter in den edelsten, reichsten, üppigsten Gestalten ihrer Zeitgenossen, in den Blüten eines himmlischen Himmelsstrichs — — verschönerten sie schöne Natur, oder schufen sie Ideale?

Diese Copie des Laokoon von Bandinellis Hand spricht mich nicht an, in Rom harrt meiner das Urbild.

Durcheile flüchtig mit mir diese Sammlung von Büsten römischer Kaiser und Kaiserinnen. Antinous zieht den Blick zu Boden, Nero scheucht ihn weg, Mark Aurel fesselt ihn; an den Gebilden der Namen-Kaiser, der Geburten eines Tags schweift er schnell vorüber. Da stehen sie die Schlangenköpfe der Hidra des Despotismus, vor denen drei Jahrhunderte der Weltkreis zitterte! Diese Augen, dieser Mund, die Augenbrauen, die Stirne, machten das Menschengeschlecht bang erbeben; ein leiser Wink, ein Nicken, und die Welt schwamm in Blut und Thränen.

Trajan, Titus, Mark Aurel, euch huldigt lächelnd mein Blick, wie die Welt.

Sieben und zwanzigster Brief.

Florenz.

Jesus am Kreuze; ein göttliches Gemälde.

Seine Mutter am Fusse blickt ihn an; übermenschliche Ergebung liegt in ihrem Blick, sie sieht nicht den Sohn, nicht den gekreuzigten Sterblichen: diese Kälte ist sehr erhaben, Maria ist eingeweiht in das Geheimniß des grossen Todes erkennst du hier nicht Michel Angelo? Der Platfond ist mit Arabesken überladen; was sollen diese kleinlichen Zierrathen hier an den Decken der florentinischen Gallerie? Sie sind von Buonarotas Hand. — Gut, in Pariser Boudoir's wären sie an ihrer Stelle. Diese Arabesken des grossen Michel Angelo erinnern mich an unsers Corneille Ephemerer. —

Eine Sammlung von Bildnissen neben diesen Antiken? Künstler! nur die schöne Natur in Ruhe, die gemeine in regem Leben! Alles übrige hat nur lokalen Werth, und geht mit dem Jahrhundert zu Grabe.

Unter diesen herrlichen Gemälden konnte ästhetisches Gefühl eine Venus dulden, die Amorn — kämmt! Amorn kämmen! In den Locken des Liebesgottes kann man nur Rosenblätter suchen, die seinem Kranze entfallen, wenn er schalkhaft den Bogen spannt.

Zurück zu dir Merkur, bei dir will ich diese Venus vergessen.

Acht und zwanzigster Brief.

Florenz.

Gestern besuchte ich Corilla, die berühmte Improvisatrice, welche Europa mit ihrem Ruf erfüllte, deren Schläfe vor einigen Jahren der Lorbeerzweig auf dem Kapitol umwand, wo man Petrark krönte, Tasso krönen wollte.

Ich sah sie zu spät; diese flammende, stürmische Phantasie ist erloschen, nur zuweilen entspriihen ihr Funken. — Sie las mir einige ihrer Sonnete; ich konnte ihre Schönheiten nicht alle fassen, oder vielmehr ich fand deren zu wenige, zu wenig Ideen, Gefühl und Bilder.

Den Italiener reißt seine sanft strömende melodische Sprache hin; von den Wohlklängen entzückt, die ihm so süß ins Ohr tönen, entbehrt er Gedanken und Empfindungen. So gehts uns mit unsern Weibern, wenn sie schön sind, und mit unsern komischen Opern.

Daher der Aufwand von klingenden Worten, die Ideenarmuth in den Gesprächen der Italiener; sie überladen den Gedanken, statt ihn gedrungen zu fassen: wenn du eine Fülle von Phrasen

zergliederst, so findest du in einer ungeheuern Schaafe eine einzige kleine Idee.

Im Italienischen zu improvisiren, ist sehr leicht, in dieser Sprache kann jede Phrase ein Vers, jedes Wort Reim seyn, da sie so viele Echos hat. Man erwartet von dem Improvisatoren nicht Gedanken, nicht Stoff zum Denken. — Gemeinplätze in rithmischem Gewande, Stoff zu einer Fülle klingender Worte, ist alles, was er leisten soll.

Oft wird singend improvisirt: während die Stimme Töne modulirt, strömen Ideen zu, die Bewegungen des Singenden regen sie auf, geben ihnen Leben; dies erleichtert sehr. Die leiseste Erschütterung macht Saiten erbeben, der Gesang erregt Vibrationen.

Manche Italiener fühlen die Ueberhäufung von Vokalen in ihrer Sprache.

Ich bemerkte einem Dichter, der diesen Ueberfluß pries, daß alle italienischen Schriftsteller von Werth die Endvokalen vieler Wörter unterdrücken, und die Mitlauter vervielfältigen, um der Monotonie durch Abwechslung abzuhelfen, und die Phrase in ihrem Laufe aufzuhalten, die in Vokalen eilend dahin strömt.

Mehrere Gelehrte stimmten mir bei, aber umsonst, der Dichter hielt hartnäckig Stand. Er fragte: wenn Sie die Wahl hätten, in einer aus

Vokalen, oder in einer aus Mitlautern bestehenden Sprache zu schreiben, würden Sie nicht für jene entscheiden? So könnten Sie mich fragen, war meine Antwort, ob ich zum Malen, eine Palette mit Schwarz einer mit Rosenfarb vorziehe; keins von beiden, ich würde beides nöthig haben.

Corilla bat Nardini, den ersten Virtuosen Italiens, uns mit seiner Violine zu entzücken. Eine Stimme wohnt in dem Instrumente, es spricht. Er schlug Saiten in meinem Ohre an, die noch nie gezittert hatten. Nardini entlockt der Violine die zartesten, reinsten Töne, mit anspruchloser Kunst, er läutert, er bearbeitet den Ton.

Neun und zwanzigster Brief.

Florenz.

Viermal habe ich sie gesehen, und noch nicht genug. Seit zwei Stunden bin ich in stumme Betrachtung versunken. Ich möchte sie malen, und es gelingt mir nicht einmal, sie zu beschreiben; sie entschlüpft dem Pinsel, dem Meisel, der Feder, keine Sprache kann so viel Reitze fassen. Von was könnte ich so sprechen, als von der medizeischen Venus?

Da sitze ich zu ihren Füßen, die Feder in der Hand. Denke dir von allem Schönen, was du je sahst, das Schönste, von allem, was je die zartesten Saiten deiner Gefühle ansprach, das Ansprechendste; von allem, was dich je entzückte, das Entzückendste; und du hast die Venus von Medizis. An ihr ist alles Venus.

Dieser ganze zarte Körper blüht im üppigsten Jugendreiz, an ihm glänzt die reinste, idealisirte Göttlichkeit. Ich übertreibe, ich schwärme nicht; sieh den Kopf der Göttin, jeder dieser Züge athmet Wollust, wie jedes Rosenblatt den Duft der Rose.

Das Auge verliert, verirrt sich in diesem Labyrinth von Schönheiten. Es steigt, besser, es gleitet durch Verschlingungen von Reitzen und Schönheiten, in denen himmlische Grazie waltet; in fliehenden wallenden Linien von der göttlichen Stirne zur äussersten, noch göttlichen Spitze des Fusses. Der Blick entscheidet für keine dieser Schönheiten; er weilt nicht, er flieht schüchtern von den zarten Fingern, und wagt nicht auf dem himmlisch reinen Busen zu ruhen.

„Aber,“ höre ich dich sagen, „muß diese Venus die Sinnlichkeit nicht entflammen?“ Den Mann von rein ästhetischem Gefühl bewegt sie tief im Innern, sie durchströmt sein Herz mit ätherischem Feuer, füllt es mit süßen Schauern

des Entzückens, aber sie setzt ihn nicht in Flammen.

Du fühlst ihr gegenüber die Zärtlichkeit der ersten Liebe in deinem Busen entglühen, die, rein von sinnlichen Trieben, jede deiner Kräfte belebt und spannt. Venus ist nackt, und doch so jungfräulich schamhaft; man glaubt die Wangen geröthet zu sehen. — Der weich vorgebogene Körper ist entzückend — mit lieblicher Schüchternheit versteckt sich der Fuß unter dem schönsten Kniee. Venus ist auf der Erde, aber sie ruht, sie steht nicht auf ihr.

Ein hehres, ich möchte sagen, andächtiges Gefühl ergreift mich gewaltig, die Rosendüfte der gnidischen Göttin wehen; in leisem Geisterlispeln ahnd' ich ihre Gegenwart.

Du sagtest oft, in der Geliebten vergesse man nie das Weib: ich sage, alles, was uns entzückt, das finden wir in dieser Venus als Ideal.

Dreissigster Brief.

Florenz.

Du erinnerst dich Jakob II. aus dem unglücklichen Hause Stuart, des Prätendenten, den Frankreich unterstützte, dann verlies, den Rom aufnahm, und vernachlässigte? (Das gewöhnliche

Schicksal Leidender; das Mitgefühl, diese göttliche Eigenschaft, ist gleich ihren Schwestern wandelbar.) Dieser Prätendent schleppt, von der Jahre Last gebeugt, unter den Stürmen des Schicksals, körperlichen Leiden und dem Namen seines Hauses erliegend, hier in Florenz den Rest seiner Tage als Graf . . . hin. Er leert die Hefen des Bechers, der Mann, dessen Ahnen den Scepter führten, der ihre Grösse nur in den kalten Armen des Todes vergessen wird: brechend werden seine Augen noch die Krone suchen, die nur seine Siegel und Kutschen trugen.

Der Greis war lange in Rom; er hatte dort einen Hof, eine Wache, nur den Titel Majestät versagte man ihm. Er verlies Hof und Wache, und gieng hierher, nicht um den Titel Majestät zu finden: er rief seine Tochter, die Duchesse zu sich, den Inbegriff aller Tugenden, welche dem leidenden Greis, dem unglücklichen Vater, selbst dem entthronten Könige süssen Trost gewähren können. Wenn vollendete Humanität und Herzensgüte Stufen zum Throne wären, sie würde längst den ihrer Väter bestiegen haben. Ihre Güte ist nicht die strenge, rauhe Pflicht, die das Moralgesetz heischt: sie wohnt in ihrem schönen kindlichen Herzen, und reifst, in die gefälligste Anspruchlosigkeit gehüllt, zur Anbetung hin.

Möge die Diichesse — glücklich seyn, möge ihr Vater vergessen lernen, daß Stuarde die Krone trugen; die Welt wird beim Anblick seiner Tochter es nie vergessen. Die Sorge der liebenden Tochter für den Greis ist rührend; wenn er an das Loos seines Namens denkt, fließen seine Thränen nicht mehr allein, sie mischen sich mit denen der kindlichen Liebe.

Die Diichesse hat eine Gesellschaftsdame, der Graf einen Lord zum Stallmeister; dies und die Ehrfurcht, die Unglück, Alter und Tugend einflößen, sind der Hof, der sie umgiebt. Ich schliesse mit Thränen der Rührung.

Ein und dreisigster Brief.

Florenz.

Schaam und Entzücken rötheten meine Wangen, als ich das Kabinet des Hermaphroditen betrat. Er ist zu schön; Schaam umhülle deinen Blick mit dreimal dichtern Schleiern, wenn du diesem nur zu berühmten Cabinette nahst!

Den Merkur Giovannis von Bologna in Bronze betrachte schnell, denn er entflieht dem Blicke. Mit unnachahmlicher Leichtigkeit schwebt er über einem Hauch des Boreas, den der Künstler bildete. Der Gott ist in der Luft, aber man fürch-

tet nichts für ihn, er kann nur empor steigen: Feinheit und Anmuth walten in jeder Form dieses Gebildes.

Herkules als Kind. Hier ist der Kunst verborgenes Geheimniß enthüllt, ihr schwürigstes Räthsel gelöst; die Künstler stellen nur die Gegenwart vor unsern Blick, hier ist mehr, wir sehen in die Zukunft.

Du ahndest in diesem zehnjährigen Herkules den Gott nach dreisig Jahren. Ich übergehe die Gemälde der niederländischen Schule, die Statuen von geringem ästhetischem Werth.

Eine brennende Wunde muß den tiefen Schmerz in Alexanders Züge gegraben haben, der seine Büste umschleiert. Du hast die Welt verwüstet Alexander, mir däucht, sie ist gerächt.

Ha, Brutus! aber nur skizzirt. Sieh da, eine Inschrift unter der Büste: „Michel Angelo's Hand entfiel der Meisel, als er Brutus Verbrechen dachte, er liefs die Büste unvollendet.“ Welches Sklaven Hand schrieb diese Zeilen? Leopold, du duldest Brutus Beschimpfung? Du hast ihn nicht zu fürchten. Schade, dreimal Schade! In diesem Entwurfe liegt schon Brutus Geist, er athmet in den noch rohen Zügen. Dieser Geist und Buonarotas Phantasie, eine würdige Parallele!

Ich sah das marmorne Trauerspiel, die Niobe. — Ihre ganze Familie, vierzehn an der Zahl, ist in einem Saale aufgestellt. Schon hat Apolls Geschofs einen Sohn durchbohrt; mitten im Saale liegt er hingestreckt im Blute schwimmend, die übrigen, in banger Verwirrung, fliehen, verbergen sich, bleiben in dumpfer Betäubung eingewurzelt stehen: auf dieser Stirne ist Entsetzen, jene droht, hier thront schon der Tod; auf Niobens Antlitz alle Gefühle der Mutter, die ihre Kinder alle zugleich um sich sterben sieht.

Ihr Schmerz ist schön, er ist erhaben. Sie verbirgt in ihren Armen die jüngste Tochter; dies Mädchen ist sehr reizend, und doch sieht man nur die Schultern. An ihnen hat der Künstler die Summe seiner Kunst verschwendet, ihre Schönheit sollte den Fernhintreffer erweichen.

Der Groshertzog hat die Statuen in diesem Saale aufstellen lassen. Man hätte sie malerischer gruppiren können: sie stehen symmetrisch im Zirkel da — am Fusse, am Abhang, auf der Spitze eines Felsens, sollten sie zerstreut fliehen.

Jetzt noch zu einigen Gemälden; die Statuen lassen dich sie vergessen, der Marmor besiegt die Leinwand.

Dieser Joseph ist herrlich, er flieht, alle andern Josephs entfernen sich nur; er triumphirt, denn er kämpft wirklich, und widersteht. Dies

Ringen zwei mächtiger Leidenschaften, auf dem schönsten Gesichte, ist unbeschreiblich anziehend.

In dem Auge eines heiligen Franziskus glänzen wirkliche Thränen, man möchte sie auffassen.

Ein Pilatus, der den Heiland zurück schickt, ist mit Geist gedacht. Der Greis wäscht, auf dem Richterstuhle sitzend, in einem dargereichten Becken die Hände; aus dem etwas erhobenen Auge entschlüpft ein Seitenblick auf Jesus — in ihm liegen die Worte: „Ich halte diesen Menschen für, wahr nicht des Todes schuldig, ich wasche meine Hände.“

Diese Magdalene ist nicht schön, sie ist nur reizend, und spricht darum das Herz nicht an; aber doch übertrifft sie alle. In dem sanften Gesichte so viel büssende Reue, die Thränen so schmerzlich! Ganz nackt gegen einen Felsen gelehnt, sitzt sie halb im Schatten, nur in ihren Schmerz und in das göttliche Haar gehüllt, welches die ganze Gestalt umfließt.

Zwei und dreisigster Brief.

Florenz.

Warum bin ich nicht Naturkiindiger genug, um das Naturalienkabinet beschreiben zu können, das seit zehn Jahren der Grosherzog bereichert, und Fontana ordnet.

Die gesammelten Schätze füllen schon fünfzig Zimmer und sollen noch fünfzig andre füllen. Die Eleganz, die Ordnung, die Vertheilung in den Gemächern ist über alle Beschreibung: nichts ist versteckt, alles fällt ins Auge, und fesselt den Blick.

Die Schränke des Kabinets sind das Bild des Systems, das in Fontanas Kopf geordnet steht. Ich konnte nicht müde werden, diese Zimmer zu durchstreifen, in den drei Reichen der Natur umher zu wandeln, in der Betrachtung all ihrer Schätze zu schwelgen. Ich folgte mit stillem Staunen der großen Künstlerin auf jeder Stufe, von den unorganischen Körpern bis zur höchsten Vollendung. Meine Beobachtungen durchwanderten das Reich des Lebens, in all seinen Formen und Variationen der Organisation bis zum Menschen; von der trägen Auster bis zum beweglichsten aller organischen Individuen. — Der Mensch fesselte mich. Er ist mit dem höchsten Aufwande der Kunst in Wachs gebildet. Man erblickt die verborgensten Theile dieser so zusammengesetzten Maschine, erst vereinzelt, zerstreut; dann gesammelt, vereinigt, um, jedes an seiner Stelle, in vollem Einklang die Oekonomie des menschlichen Körpers, den Theil desselben zu bilden, dem sie angehören: es fehlt ihnen nur der warme Hauch des Lebens.

Die einzelnen Stücke füllen zwölf Zimmer, jeder Theil dieser Copie des Menschen foderte das Opfer eines ganzen Exemplars im Original; die Nachbildung in Wachs konnte nur aus tausend Leichen als Resultat endlich hervorgehen. Eine Riesengeduld, eine herkulische Arbeit, aber der Erfolg lohnte sie in vollem Maase. Der Kaiser war mit dem Meisterstück so ganz zufrieden, daß er ein ähnliches bestellt hat. Man braucht dazu drei Jahre, ich sah es in der Arbeit. Ungern verlasse ich diesen Abdruck des Menschen; einige Blicke in das Nervensystem enthüllten mir der Geheimnisse mehrere. Die Philosophie sollte tiefer in das Materielle des Menschen eindringen, dort liegen die Organe seiner moralischen Kräfte: im äussern Menschen spricht sich der innere aus. Ich mögte hier gern so viel philosophiren, über die Metallstufen, über Gold und Eisen; und über ihre Bestimmungen. Wirf mit mir, beim Scheiden aus diesem Tempel der Natur, noch einen Blick auf jenen Stein dort. Ihn erzeugt eine Quelle; ihr Wasser, das man in einem Gefäß auffasst, ist nach einer Stunde in Stein verwandelt.

Fontana hat neue, sichere Leitfäden durch die Labirinte der Natur gefunden. Seine überhäuf-ten Geschäfte, und Roms Nähe, halten ihn ab, seine Ideen der Welt zu schenken. Der Geist dieses grossen Mannes ist sehr hell, geordnet, metho-

methodisch; die Gläser, durch die ihm die Natur erscheint, sind nicht gefärbt; er sieht sie nackt, frei von jeder täuschenden Hülle. — Fontana genießt in Florenz, besonders unter dem Adel keiner hohen Achtung: diese Menschenklasse schätzt den Philosophen nur gering, sie ist nicht aufgeklärt genug, ihn zu hassen.

Drei und dreisigster Brief.

Florenz.

Die Cathedralkirche ist ein kolossalisches Gebäude, ein behauener Berg von Marmor, möchte ich sagen.

Beim ersten Blick in's Innre fliegt die Phantasie mit Seraphsflügeln höhern Sphären zu; diese gothischen Säulen ziehen ihn zur Erde. Die Gothen suchten die Schönheit im Großen, die Grösse im Ungeheuern. Wir haben viele Schriften in Prosa und in Versen in gothischem Geschmack. Die Gothen kannten keine anmuthigen, gefälligen Verhältnisse; diese schaffen zwar das Schöne nicht, aber ohne sie existirt keine Schönheit. Die Natur überspringt nicht; alles ist in ihr Stufenleiter, die Kunst darf nur der Natur folgen.

Diese Regel ist im Battisterio oder der *chiesa di San Giovanni* meisterhaft beobachtet; die zwanz-

zig Schritte von der Kathedralkirche steht. Jede Façade ruht auf zwei majestätischen Säulen, das ganze Gebäude stützt sich auf deren sechzehn. Dies bildet im Innern einen ungemessnen Raum; von oben ergießt sich, aus des Gewölbes Mitte, ein hehres, feierliches Licht, und füllt den Tempel mit einem heiligen Halbdunkel, in dem man die Gottheit ahndet.

Eherne Thiiren schliessen diese schöne Kirche; sie sind mit staunenswerther Kunst bearbeitet, und sollten, wie Michel Angelo sagte, den Eingang zum Himmel verschliessen. Vergieb mir Horaz; diese Thiiren werden deine Verse überleben; sie trotzen dem allgewaltigen Arm der Zeit — Jahrhunderte sind über sie hingeflogen, und sie tragen nicht eines Tages leichte Spur.

Vier und dreisigster Brief.

Florenz.

Poggio Imperiale ist ein Lustschloß, wo der Grosherzog zuweilen einen Theil des Sommers zubringt. Sein äusseres ist nicht prächtig, die Gärten sind nicht glänzend; aber fruchtbare bebaute Felder umgeben das Schloß. — Ein wahrhaft königlicher Garten!

Wenn der Groshertzog zu Poggio ist, hat er keine Wache vor den Schlofsthoren; er ist unter seinem Volke.

An den Sonntagen strömt die Menge aus der Stadt und den Dörfern dorthin, man trinkt, scherzt, singt unter des Fürsten Augen; das Volk sucht hier nicht mehr, wie ehehin, Vergessenheit seiner Leiden, sondern erhöhten Genuß seines Glücks. Der Groshertzog wandelt oft unter seinen Unterthanen umher. Er belebt durch Theilnahme die Fröhlichkeit, und verschmäht nicht diese kunstlosen wahren Lebensfreuden, sein Werk.

Der humane Fürst hat der Klage des Leidenden, Gedrückten einen Kanal unmittelbar zu seinem Ohr und zu seinem Herzen geöffnet. In den Mauern seiner Palläste sind Oeffnungen angebracht, wodurch selbst des Unglücklichen leisestes Wimmern ihn erreicht. Er herrscht nicht für die Nobilis, nicht für den Reichen, für die Ministers; nur für sein Volk, er ist Herrscher im eigentlichsten Sinne.

Fünf und dreisigster Brief.

Florenz.

Die kaiserliche Bibliothek besteht nur aus Manuskripten. — Sonderbar, daß man einen so hohen Werth auf sie setzt, denn alle sind gedruckt,

Was liegt daran, daß eine Handschrift tausend Jahre erlebt, wenn sie ihren Nutzen verloren hat? Eben so beurtheilt der Grosherzog den Adel. — Die Ehrfurcht gegen das Alterthum, gegen seine Meinungen, Gebräuche, Denkmale und Menschen, ist eine Krankheit, eine Verirrung des menschlichen Geistes. Man zeigte mir mit vielem Rühmen eine Handschrift von Justinians Gesetzbuch, die man nicht für die erste, aber für die älteste ausgiebt. Zwei voluminöse italienische Abhandlungen in Folio hätten mir die Rechtmäßigkeit dieser Angabe auseinander setzen können; zum Unglück fehlte es mir an Zeit.

Das Bibliothek-Gebäude verdient Bewunderung. Es war seines Inhalts, seiner Handschriften würdig — eh' sie gedruckt waren. — Den Baumeister Michel Angelo hinderte der Tod an der Vollendung. Der Bau wird ewig unvollendet bleiben, denn wer wird Hand an ein Gebäude, an ein Gedicht legen, das Michel Angelo, oder Virgil begonnen haben?

Florenz ist Buonarotas Wiege; er verlebte in dieser Stadt einen Theil seiner Tage. Seine patriotische Hand hat die Hälfte dieser Tempel, dieser Palläste, wenigstens berührt; allenthalben weht sein Odem noch ungeschwächt vom Hauch der Zeit. — Ein heiliger Schauer ergriff mich beim Eintritt in das Haus, das der große Mann

bewohnte, fast möchte ich sagen, beim Eintritt in sein Heiligthum! Die berühmtesten Maler wetteiferten, das Andenken des größten von ihnen, in den schönsten Szenen seines Lebens, hier zu feiern; denn Michel Angelos moralischer Werth verdunkelte seine Talente. Allein, müssen diese Schüler nicht neben ihren Gemälden erröthen, wenn sie Angelos Geist umschwebt?

Sechs und dreisigster Brief.

Florenz.

Der Palazzo Corsini ist prachtvoll; er besitzt einen Schatz von Gemälden.

Die Dichtkunst, mit Lorbeeren bekränzt. Edle Simplicität und Schönheit stempeln sie zu Virgils Muse, sollte Dido ihr nicht ähneln? Dolo's zarte Phantasie, sein tiefführendes Herz, sein unermüdeter Pinsel, hauchten die Göttin auf die Leinwand.

Ein heiliger Sebastian von demselben Meister — genug des Lobs — man möchte weinend dem schönen Jüngling die Pfeile aus den Wunden ziehen.

In einem Thal scherzen, singen, tanzen Liebesgötter, an einer Quelle Rand, im Abendlichte. Der alte Silen bläst ihnen die Flöte. Ein kleiner Gott dehnt sich auf dem weichen Rasen, und

sieht den Brüdern zu; sie winken ihn herbei, er will nicht. — Die Szene ist entzückend, der alte ernste Silen contrastirt trefflich mit den schelmischen Knaben, die schön, wie — Liebesgötter — ihn umtanzen. — Erkennst du nicht Albani, den Liebling der Grazien und der Göttin von Amathunt?

Sieben und dreisigster Brief.

Florenz.

Heute sah ich ein Gemälde von Correggio, in dem er sich selbst übertraf; er malte seinen Gebieter, den Gott der Liebe. Amor ist nicht mehr unschuldiges Kind, er ist ein reizender Jüngling, von ungefähr 16 Jahren, in voller Blüte; er kehrt den Rücken (denn er ist nackt, der Gott der Liebe) und spannt den Bogen, den Blick nach einem fernen Ziel geheftet: sein Fuß steht auf einem Haufen von Büchern (doch wohl keine Dichter?) Zwei Kinder zwischen seinen Füßen in Umarmung, eins lacht, das andre weint; Amor lächelt — eine entzückende Allegorie.

Correggio, dein Pinsel tauchte sich in die Farben deines schönen Herzens, und in jene der Natur.

Lebe wohl, reizender Gott, Sohn der Venus und Correggios!

Acht und dreisigster Brief.

Florenz.

Der Pallast Pitty ist ein ungeheures Gebäude, eine Steinmasse, die ein Blick ganz umfaßt. Das Auge gleitet über die unabsehbare Façade weg, ohne eine Verzierung, ohne einen Ruhepunkt zu finden; der ganze Pallast scheint nur ein Stein. Hier wohnt der Groshertzog. In jedem Kunstwerk muß eine Hauptidee hervorstecken, aber die Nebenideen müssen doch wenigstens angedeutet seyn. Bei alle dem ergreift die Seele, wenn sie sich in der Unermesslichkeit dieses Palastes verliert, eine unnennbare Empfindung, man fühlt sich in den Wohnungen eines Königs.

Es wimmelt hier von so vielen Gemälden, daß die Phantasie von einem bunten Gewirre der heterogensten Bilder bestürmt, kein einzelnes bestimmt auffassen kann; der zu gehäufte Genuß wird Uibersättigung.

Der Tod des Reichen und des Armen sind zwei Stücke von erhabener und Schauer erweckender Composition. In einem Pracht athmenden Gemach auf Polstern, die von Golde schimmern, unter Seide und Purpur haucht der sterbende Reiche sein Leben aus. — Um ihn her betende Priester, sinnende Aerzte, geschäftige Diener, schluchzende Kinder, ein verzweifelndes

Weib; Thränen, stummer Schmerz, dumpfe Betäubung auf jedem Gesichte. Neben an stirbt der Arme. Im düstern Schatten eines Gemäuers, in einer elenden Bettstätte, auf faulendem Stroh, unter modernden Lumpen hängt eine aufgedunsene, blutende, gräßliche Mißgestalt zum Boden herab, von Hunden zerfleischt, die sie fliehend verlassen.

Welche ungeheure Kluft von bürgerlichen Verhältnissen scheidet den Reichen vom Armen! Jedes kühne Bestreben, sie zu überspringen, straft der Rächerarm der Gesetze; er stößt den Unglücklichen wieder in sein Elend, oder wirft ihn dem Tod in die Arme, in denen er endlich seines Lebens Bürde ablegt.

Nur Freund Hain ist unbestechbar, seine Sense mäht in goldnen Pallästen, wie in Hütten; er kennt nur eine Klasse der Erdensöhne — Menschen.

Voll tiefen Ernstes gab ich mich den Reflexionen über das Wirken und Treiben unsrer Ameisenwelt, über unsre geselligen Verhältnisse hin. Die Justiz, in so vielen Staaten zur feilen Dirne, zum Ungeheuer im Schleier der Heiligkeit herabgewürdigt, alle Mißgeburten unsrer so gepriesenen Civilisation traten in ihrer Schreckengestalt vor mich; ich dachte an Canadas Wälder, ob wohl dort das Glück unter den wilden Na-

turmenschen hause? Eine liebflötende Nachtigall weckte mich aus meiner Träumerei, ich hörte die zärtlichen Töne leiser und immer leiser erstehen. Ich fand mich, von lauen Abendwinden umfächelt, in Pittys Gärten; um mich die lieblichsten Kinder des Lenzes in üppiger Vegetation. Auf den Spitzen des jungen Rasens wiegten sich muthwillige Lüftchen; die Sonne sank — sie schien ungern zu scheiden: all' meine Sinne schwelgten im Genuß der schönen Natur und des Frühlings; ich berauschte mich in dem regen Leben, das in jedem Zweige, auf jedem Blatte, jedem Gräschen gaukelte. Allenthalben sah ich die Liebe erwachen, ich hörte sie in tausendstimmigem Concerte. Heilige Natur, die Kunst ist nur deine Mumie!

Neun und dreisigster Brief.

Florenz.

Vor einigen Jahren existirten hier vier Akademien, sie hatten nur den Namen. Der Großherzog vereinigte sie in der einzigen, die die Florentinische heißt. Ihre Zahl ist auf zweihundert Mitglieder festgesetzt, aber wo sind eben so viele Köpfe, um die Stellen auszufüllen?

Die Verfassung der Akademie begünstigt die Bildung guter Köpfe nicht, noch weniger ihre

Erzeugung, sie ist rein monarchisch. Ein ständiger Präsident, zwei Sekretairs, zwei Censoren werden vom Fürsten ernannt. Für Akademien ist die demokratische Verfassung die allein passende, nur der Freiheit entsproßt die Blüte des Talenten und der Genialität.

Die hiesige Akademie hält wöchentlich zwei öffentliche Sitzungen. Ein Mitglied eröffnet sie, nach der Reihe, durch Ablesung eines Aufsatzes von seiner Wahl; dann ladet der Sekretair die übrigen, selbst Fremde ein, Aufsätze abzulesen. Ich wohnte einer Sitzung bei; sie begann mit einer Sammlung von Gemeinplätzen über Galiläis Leben und Werke. — Es war prosaische Poesie. Das Wortgeklänge der Italiener ist unerträglich gehässig; diese Gesangstrümmer in der Prosa machen den allerwidrigsten Eindruck. Dächte doch der Italiener und jeder Vergötterer dieser Sprache, daß die Seele in den Worten ihre Empfindungen aussprechen, sie ihnen anpassen, sie betonen muß. Alle künstlichen Wendungen verdrängen, umhüllen die Tendenz der Natur; die Sprache entsproßt nur den Lippen, sie strömt nicht aus des Herzens reicher Fülle.

Ein junger Mann leierte ein Sonnett über die Seele ab; es war ein Jude, die einzige Merkwürdigkeit seines Productes. Dann erhob sich eine Improvisatrice: sie sang Verse auf den Tod einer Freundin, man lachte. Graf. . . beschloß die Si-

tzung mit einer schon zuvor gedruckten Idille, sie verdient diese Ehre. Er deklamirte — eine eigne überhäufte Mimick für eine Schäferin!

Die Akademisten haben keine bezeichneten Plätze, nur den Präsidenten, die Sekretairs und Censoren ausgenommen; vielleicht, weil sie im Reich der Wissenschaften keine Stellen einnehmen. Der Groshertzog wünscht das von der Akademie della Crusca angefangene *Dizionario* durch ihre Nachfolgerin vollendet, allein umsonst, und ich weiß nicht, ob mit Unrecht? Es ist Verwegenheit, einer Sprache Bestimmungen festsetzen zu wollen, wenn sie noch nicht ausgebildet ist, vielleicht selbst dann, wenn sie ihre Ausbildung erreicht hat.

Diese Ausbildung ist das Werk großer Schriftsteller, und deren zählt Italien zu wenige; die Fächer des Menschengestes, die Saiten unsres Herzens sind kaum zur Hälfte bearbeitet, mithin eben so ihre Sprache.

Ein gehaltloses Sprüchwort sagt: Siena sei die Heimath des besten Italienischen: die Sprache dieses Landes hat noch kein Vaterland, keine Heimath; die Arme schweift regellos umher, und fleht alle Länder, vor allen unser Frankreich um milde Beisteuer an.

Alle großen Dichter und Prosaisten haben nur eine Art, sich auszusprechen, das Gewand ihrer Werke sey auch von den verschiedensten Farben.

Italien hat viele Sprachen; die des Ariost, des Tasso, des Boccacio, des Machiavell, aber keine Italienische.

Graf Alf hat unlängst in trefflichen Tragödien, in denen Sophokles Geist an vielen Stellen weht, versucht, das Italienische des Jahrhunderts Leo des Zehnten aus dem Grabe der Vergessenheit hervorzurufen; aber sein Bemühen glückte weder in Neapel noch in Rom. Dort wird nur französisirtes, das heißt, entartetes Italiänisch geduldet.

Der Italiener gesteht, daß er, im allgemeinen genommen, kein Buch schreiben kann; daß dies nur dem Franzosen vorbehalten ist. Man liest — nur unsre Schriften, allein sie gehen halb verloren; Grazie, Feinheit, zarte Gefühle und Wendungen, kurz alles, was verloren gehen kann.

Vierzigster Brief.

Florenz.

Der Grosherzog ist der Wiederhersteller der Akademie der Künste. Ich besuchte die verschiedenen, dem Zeichnen, dem Nackten, dem Gips, der Malerei und Kupferstecherkunst gewidmeten Säle. Der Gipssaal ist von ungeheurem Umfange: in zwei Parallellinien sind Abgüsse der schönsten Statuen aufgestellt, die Italien besitzt. Hier

schweift die Phantasie werdender Künstler unter den edelsten menschlichen Formen, unter den mit reinem Schönheitssinn ausgewählten Blüten des mildesten Himmelsstrichs umher; sie suchen diese ächt genialischen Geburten des Meisels zu verstehen, zu empfinden, nachzubilden.

Der Grosherzog giebt den Zöglingen alles; Genie kann die große Mutter allein ausspenden. Unwille ergreift mich in der Schule der Maler — in Italien, in Florenz weiß der Lehrer nur seine Gemälde dem Schüler vorzulegen? Hier, wie in ganz Italien leben die Künste erst wieder auf; im Angesichte der Meisterwerke aller Zeiten beginnt man mit rohen, unvollendeten Umrissen. Ein Theil der Schuld fällt auf den Fürsten zurück; er weckt die Künste aus ihrem Schlummer, und verbannt den Luxus: will den Flor der Baukunst, und keine Palläste, Sittlichkeit und Statuen! Kunst und Naturerzeugnisse halten mit dem Bedürfnis gleichen Schritt: Athen und Sparta vereint kein Staat, Lykurg und Perikles kein Fürst, sey er auch Leopold!

Ein und vierzigster Brief.

Florenz.

Der Pallast Riccardi ist sehenswürdig; er ist die Wiege der Medizeer und der Künste, der

Freiheit Grab. Seine Gallerie verdient Bewunderung: die Deckengemälde sind von Giorganos Hand. Sein Pinsel, fruchtbar und glänzend, wie Ovid, beseelt von dem blühenden Geiste seines Jahrhunderts, schuf ein Meisterwerk, in dem man den Weisen und Dichter erkennt: er malte das Verhängniß.

Du erblickst die Geburt des Menschen; das Schicksal, die Zeit, die Parzen und die Natur stehen in gespannter Erwartung. Das Schicksal winkt der Zeit, diese den Parzen; schon dreht sich die magische Spindel, ein Kind ruht in den Armen der Natur. Prometheus naht, und schüttelt über dem neuen Erdensohn die Fackel, er lebt. Itzt kriecht das Kind zu den Füßen der Natur, es erhebt sich, schreitet einher, will sie verlassen. Umsonst halten liebende Arme es zurück, vergebens fließen die Mutterthränen; in weiter Ferne irrt schon der Jüngling an Abgründen umher. Zwei Wege öffnen sich; hier steiles Felsgeklüft — Dornen ranken um spitze Klippen — dort eine lachende Ebene von Blumen beduftet. Auf jedem der beiden Wege wandeln Schaaren beider Geschlechter: sanfter Ernst ruht in den Blicken der Felsenwanderer, keine Schminke, kein Putz, kein Schmuck in der Kleidung, Lorbeeren kränzen ihre Haare. Sie stehen still und rufen dem Wanderer zu: „Jüngling, hier, der Weg zum wahren Glück;“ Verführung ist

ihnen fremd. Diese Figuren auf dem Felsenpfade sind die Talente und die Tugenden. Schlanke, einladende Gestalten schweben zahllos auf der Ebene, reges Feuer glüht in jeder Bewegung, wilde Freude, Lachen und Gesang ertönen; schimmernde Gewänder umschmiegen die üppigen Formen, Blumen düften in den fliegenden Locken, in den schönen Händen. So nur kann die Liebe, nur so können die Grazien lächeln, aber sieh! des Bandes Flattern verräth die täuschende Larve, hinter der, wie aus Gräbern scheusliche Ungeheuer hervorgähnen. — Der ganze Schwarm eilt dem Jüngling entgegen, lockende Blicke, ein Händedruck, alle Süßigkeiten der Schmeichelei winken dem Unerfahrenen; „hieher, reizender Fremdling, nur hier wohnt des Vergnügens Fülle, „uns nach! —“ Er folgt, der Unglückliche, er taumelt dem schwarzen Schlunde zu, den die blumigte Decke birgt.

Giordano warf in diesem Gemälde der Wahrheit einen Schleier um, stralender und luftiger, als sie ihn je trug. Der große Künstler hauchte in einem flüchtigen Moment seiner hohen Phantasie Geburten auf die Leinwand.

Zwei und vierzigster Brief.

Rom.

Wie ganz anders ist der Weg von Florenz nach Rom, als der von Livorno nach Florenz. Von jener berühmten Seestadt, dem Mittelpunkte, aus welchem mit mächtigem Arm Toskana einst den Handel der Welt umfasste, führt eine vorzügliche Strasse durch Felder, Wald und Thäler nach Pisa, an den Arno. Von da reist man längst dieses Flusses durch eine weite Ebene unter dem mildesten Himmel, der nicht des Winters Frost, nicht des Sommers Gluthen kennt. Ueberall begegneten mir auf blumigten Auen weibliche Gestalten, deren Schönheit, deren kindliche Unschuld und Gesundheit mich bezauberten. Auf den Feldern zerstreut, schienen sie Spiele und Feste zu feiern, nicht ländliche Arbeiten zu verrichten: die reizenden weiblichen Formen riefen mir die Nymphen zurück, mit denen Fabel und Dichter die Gefilde bevölkerten. — Diese Weiber sollte jeder Reisende fliehen, jeder Künstler aufsuchen. —

Der Lauf des Arno führte mich nach Florenz. Es liegt in einem Walde von Bäumen jeder Gattung, besonders von Fruchtbäumen. Im Lenz umschlingt die Stadt ein Blütenkranz; sie verdient ihren blumigten Namen. Aber kaum hast du Florenz verlassen, so wird der Boden immer unebe-

unebener, steinigter; du siehst nur einen kahlen Anger, welcher hier und da schlecht bebaut ist, oft von Menschen verlassen scheint. Die Weiber sind häßlich, die Heerden mager, die ganze Natur scheint hier entartet, und die Gegend hat einen ermüdend monotonen Charakter.

Siena besitzt keine Merkwürdigkeit, ausser der Gruppe der drei Grazien. Sie stehen in der Sakristei des Doms, zwischen einem sterbenden Christus und einer Auferstehung. Zu ihren Füßen bereitet sich der Priester zur Messe, sie sind ganz nackt.

Diesseits Siena ist Toskana mehrentheils kahl und bergigt. Feldbau, Heerden, Wohnungen, Menschen, alles ist hier verschwunden. Man sieht sich an der Gränze Leopolds und der Natur. Nach einer dreistündigen Reise kam ich über Gebürge und Felsen auf den steilen Gipfel, von dem Radicofani herabtrotzt; düstre Stille lag auf dem öden Felsgeklüft, die Nacht breitete ihre Rabenflügel über diese chaotische Gegenden. Ich stieg das Gebürge hinab in die Ebene von Ronciglione: eine Nachtigall begrüßte die Morgenröthe, der Trasimenische See und Viterbo von Blumen umdiiftet empfingen mich; alles grünte, der Hagedorn blühte schon.

Wie durch den Schlag von Armidas Zauberruthe erstirbt das rege Leben, die Vegetation;

in todttem Schweigen starrt die ganze Natur unter dem schönsten Himmel. In der Ferne erblickt man Rom, aber schnell ist es wieder verschwunden.

Auf den Strassen, auf denen einst aus allen Welttheilen Könige und Nationen herbeiströmten, stolze Triumphwagen donnerten, wo Roms Heere einher wogten, wo der Wanderer sich vor Cäsar, Cicero, August staunend beugte, da walten jetzt Pilger und Bettler.

Durch eine todtte, einsame Wüste, wo kein Laut verhallte, kam ich zu einigen Häusern, Thränen stiegen mir ins Auge, ich war — in Rom.

Dies also Rom; die Stadt, deren Nähe Asiens entfernteste Regionen einst fühlten, kündigen jetzt Wüsten, kündigt Nero's Grabmal an? Nein, Rom suche hier nicht, du findest nur seine Leiche, sein Grab; der Pöbel, der gleich Ameisen in diesen Mauern wimmelt, ist das Gewürme, das sich von seinem Fleisch mästet.

Drei und vierzigster Brief.

R o m.

Gestern spät am Abend kam ich hier an. Ich brachte die Nacht schlaflos zu; immer stand der

Gedanke vor meiner Seele: du bist in Rom. — Die Jahrhunderte, die Kaiser, die Nationen, all das grofse, erhabene, interessante, schreckliche, was das grofse Wort Rom umfaßt, trat bald einzeln, bald in buntem Gewühle vor mich hin und beschäftigte meine Phantasie. Voll Ungeduld harrete ich der ersten Strahlen des kommenden Tags, die meinen Blicken diese alte Hauptstadt der Welt enthüllen sollten.

Jetzt seh ich Rom. — Ich erblicke den Schauplatz, wo die menschliche Natur alles war, was sie seyn kann, alles that, was ihre Kraft vermag; den Schauplatz, wo sie jede Tugend entfaltete, jedes Laster erzeugte, die erhabensten Helden und die abscheulichsten Ungeheuer gebahr; wo sie sich zum Brutus hinauf schwang, zum Nero herab sank und dann zu Mark Aurel wieder hinan stieg! Diese Luft, die ich athme, ist die Luft, die Cicero's Beredsamkeit, die so viel mächtige und schreckliche Befehle der Cäsarn, so viele Zaubersprüche der Päbste in Bewegung setzten. — — — Diese Erde also trank so viel Ströme Bluts? In diesen Mauern flossen der Thränen so viele? — — Hier war's, wo Horaz und Virgil ihre herrlichen Gedichte sangen? — — Gehe! — — Aber wohin gehen? — Ich bin mitten in Rom, wie im Ozean; drei Rom's stellen sich, wie drei Welttheile, meinem Blicke zugleich dar; das Rom August's, das Leo des zehnten, und das des jetzi-

gen Pabstes. Welches zuerst besuchen? — Sie rufen mich alle zugleich! Wo ist das Kapitol? — Wo das Musäum Klemens des vierzehnten? — Führt mich zu Titus Bogen, im Pantheon wollen wir weilen. — Ich sehe den Apoll von Belvedere nicht! — — Wie in Rom wählen, kann hier der Blick auf etwas haften?

Ich muß hier und da und dorthin irren, um diese erste Ungeduld, zu sehen, abzustumpfen, die mich immer abhalten würde zu betrachten.

In Rom bin ich also, bin in der Stadt, die der ganze Weltkreis anstaunt! Kein Stein ist hier, der nicht irgend einen kostbaren Aufschluß enthielte, der nicht zur Geschichte Rom's und der Künste dienen könnte. Verstehe es, sie zu fragen, sie werden dir antworten.

Vier und vierzigster Brief.

R o m.

Den gestrigen Abend weihte ich dem interessanten Geschäfte, in Neurom die merkwürdigsten Trümmer des alten aufzusuchen, die der verheerende Zahn der Zeit, die Wuth der Barbaren, und die Fackel des Fanatismus schonte; zu ehrwürdig war diesen Würgern keine. Wie wenig ungeschändete Reste der ungeheuren Stadt!

Das Pantheon und das Coliseo sind die vorzüglichsten, auch sie sind zerstimmt, entehrt; aber selbst in diesem Zustande athmet unvergängliches Leben in beiden; in jedem Steine spricht sich römische Grösse aus. — Der Ruhm des alten Roms ist kein Staunen erregendes Räthsel mehr; es heischt noch in diesen Trümmern Ehrfurcht. Das Pantheon wurde von Agrippa allen Olympiern, in der Folge von einem Pabste allen Heiligen geweiht. Diese Weihe schützte einer Aegide gleich, den Tempel vor der Zerstörung, die fast alle andere zernichtete.

Er ist all seiner Reichthümer beraubt; seine Grösse blieb unangetastet; er hat Marmor, Porphir, Alabaster, Erz verlohren; aber seine Kuppel, der Pronaos, oder Porticus vor dem Tempel, seine Säulen stehen noch. Dieser Portikus ist herrlich. Acht korinthische Säulen fesseln den Blick, auf ihnen ruht das Frontispiz dieses unsterblichen Denkmals. Die reinste Harmonie, vollendete Verhältnisse, der Kunst höchster Aufwand rechtfertigen die Ehrfurcht, die ihr graues Alter anspricht. Das Auge strebt mit ihnen himmelan und gleitet entzückt die schönen Formen hinab wieder zur Erde. Eine liebliche Täuschung belebt diese Colosse vom edelsten Wuchs, mit majestätischem Haupte, das der Acanthus in stolzen und doch sanft gewundenen Blätterkronen umschmiegt. So umschimmert das Diadem

mit stralendem Glanze das Haupt eines Königs, und verhüllt die ungeheure Last, die auf dem Scheitel ruht. Wer, der das Pantheon gesehen, wagte noch, der Kunst, die es schuf, den Tempel der schönen Künste zu verschliessen? Hier entzücken harmonische Schwingungen das Auge, wie der Triumph der Tonkunst das Ohr.

Nicht in dem Gewühl einer Menge verschiedenartiger, einzelner Eindrücke suchten die Griechen das Interesse, die Erregung und Befriedigung des Gefühls. Sie beschränkten sich auf eine große Idee, die sie immer wechselnd wiederholten, und durch alle flüchtigen Nuancen des unmerklichen Steigens und Fallens, deren sie nur fähig war, modificirten. So genügten sie zwei Eigenheiten des Empfindungsvermögens, das so gern an einem Eindruck träge klebt und doch in immer neuer Thätigkeit Genüsse sucht.

In der Griechen Bau- und Bildhauerkunst, in ihrer Malerei, Musik, Beredsamkeit, in den Werken ihrer Dichter; selbst im Kostüm, in den Gewändern der Griechinnen findet man ihr Schönheitsideal durchgeführt. — Es giebt nur ein solches Ideal, nur eine Poetik, eine Denklehre, die das Schöne durch Töne, Farben, Formen, in den mannigfachsten Verwicklungen der Gefühle und Ideen bildet. Die Griechen waren so glücklich, das Ideal der Schönheit, dies poetische, und logische Prinzip aller schönen Künste rein

aufzufassen, die Geburten ihrer Künstler waren fast alle Meisterwerke.

Die Neuern genossen dies Glück nicht: so oft sie im Reich der Künste die hohen Fustapfen der Griechen nur augenblicklich verliessen, durften sie nicht drei Schritte wagen, ohne zu fallen, oder sich zu verirren.

Dies war der Fall bei Bernini und Borromini; die beiden Künstler stellten, den Denkmalen des vollendetsten Geschmacks zur Seite, Geburten der bisarrsten, lächerlichsten Verirrungen auf.

Wie beschämt müssen in einer Parallele mit den Griechen die Künstler späterer Zeiten in den Hintergrund zurück treten! Die Künstler jener goldnen Epoche waren alle mehr oder weniger in dem Heiligthum der Philosophie, der Poesie, der Beredsamkeit eingeweiht; nicht Bedürfnis, nur ächte Genialität reichte ihnen den Meißel, den Pinsel, die Feder. Sie wählten unter diesen Vehikeln geistiger Darstellung, jenes, das ihrem Genie, ihrem Talente am meisten zusagte. Ihnen waren die schönen Künste nur verschiedene Dialekte einer Sprache, der geheiligten Sprache des Schönen. Sie wußten die Schönheit selbst in Erz zu bilden, wie Gesner und Haller in deutscher Sprache. *)

*) Sollten unsern süffisanten Nachbarn nicht selbst Schillers, Goethes, und Wielands Werke Bronze scheinen?

Ich zeichne dir hier flüchtig und regellos die Reflexionen auf, die mir gestern das Pantheon hervor rief.

Die weise Vertheilung, die in den Verzierungen dieses Denkmals herrscht, ist ein sprechender Beweis, daß die Griechen von dem Grundsatz ausgingen, daß selbst mit Verzierungen das Nützliche verbunden seyn müsse; daß nur die Oberfläche der wesentlichen Theile zu verzieren; daß mit einem Worte das Nützliche das Fundament, Zierrathen nur Nebensache seyen.

Die Beobachtung dieser Regel erzeugt die angenehmsten Empfindungen, die Nothwendigkeit verhüllt sich mit Anmuth im gefälligen Gewande.

Meine Imagination weilt mit süßer Behaglichkeit auf diesem Portikus. Die Steine schliessen roh und formlos in dem Schoos der Mutter; sie wurden ihr entrissen, an's Licht gezogen; da lagen sie am Boden, vom Eisen behauen; des Wandrers Tritt streifte im Staube an ihnen vorüber. Aber izt schwebt ein Genius hernieder, er ergreift, ordnet, vertheilt die Steine, schon steigen sie himmelan — mein Blick, und in dem Blick mein Geist, neigt sich vor ihnen, erschüttert, von staunender Ehrfurcht, von süßer Wonne ergriffen.

So bildet die Musik aus Tönen, aus den einzelnen Accenten unserer Stimme himmlische Ge-

sänge, in denen die Seele sich ausspricht, die in sanften Schwingungen tief im Herzen nachhallen.

Ich vermifste den Marmor nicht, der einst das Pantheon bekleidete. Die Zeit zerreißt allmählig die Oberflächen dieser Säulen, aber man verzeiht ihr das gern, sie schenkt ihnen dafür Jahrhunderte und der Vergangenheit ehrwürdiges Grau, das prächtigste Gewand, das mir mehr gilt, als Marmorglanz. — Aber, kann man Bernini verzeihen, der diese Glockenthürme zwischen den Portikus und die Rotonde — einschob? Die Thüren der Rotonde sind ihrer würdig; werth, daß durch sie in allen Zeiten Nationen in das Pantheon wallten, welche religiöse Vorurtheile aus jedem Welttheil hierher drängten. Ich nahe dem Tempel, heilige Schauer verkünden mir des Olympus Nähe — ich trete ein — die Götter sind entflohn, das Pantheon ist verödet.

Hier verehrte man die Schöpferkraft in all ihren einzelnen Wirkungen und Einflüssen, als allegorische Wesen, die man Gottheiten nannte.

Der allegorische Schleier, der diese Gestalten verhüllte, war so fein gewebt, Zeit und Gewohnheit hatten ihn den materiellen Formen so enge angeschmiegt, daß ihn des Menschen Blick mit der Zeit von denselben nicht mehr zu sondern vermogte.

Diese Influenzen eines Grundprinzips wurden bald wirkliche Wesen, Götter; dann die Götter zu Menschen, diese zu Ungeheuern; vor dem leuchtenden Strale der Philosophie schwanden endlich auch diese Ungeheuer ins Reich der Fantome hinab.

Ein großes Gefühl ergriff mich, als ich da mitten in der Rotonda stand. Die Reihe der Jahrhunderte, welche seit der Gründung dieses Tempels hinab gesunken sind, schwebte mit ihren Menschengeschlechtern vor mir vorüber. Götzenaltäre deckten die Erde, als auf Agrippa's Wink dies Denkmal emporstieg. Es wehte die Morgenröthe der Sonne, welche den Erdkreis erhellen sollte. Dem lebendigen Gotte ist nun der Götzentempel gewidmet. Ich empfand es mit frohem Schauer, sah auf, und da stralte über der offenen Wölbung die Bläue des unendlichen Himmels. Wolken umhüllen ihn dann und wann, aber sie weichen dem Strahl der allerleuchtenden Sonne.

Hier, wo der Gnidischen Göttin Weihrauch duftete, steigen fromme Gebete zur heiligen Jungfrau: wo Jupiter blitzte, da stirbt der Gottmensch am Creuze.

Die Zeichnung des Pantheon's ist groß, von der edelsten Simplicität; eine hemisphärische Kuppel krönt majestätisch den Tempel. Aber was sollen diese kleinlichen Zierrathen von Gold und Marmor? — Vielleicht schadeten die Päbste, die sie

hier anhäuften, dem Pantheon mehr als die Barbaren, die es plünderten.

Vor diesem Pantheon beugte sich der Römer hoher Geist, nur Michel Angelo nicht. Der Tempel, den Augusts Jahrhundert erzeugte, wurde nur eine von Buonarotas Ideen, die Kuppel der Peterskirche. Ihr bewundert, rief er den Nationen zu, die kolossalische Grösse des Pantheons, ihr staunt, dafs die Erde sie trägt; — sie soll in des Himmels Lüfte sich erheben.

Gedanke und That reichten in Michel Angelo sich die Hand. Der verderbte Geschmack neuerer Zeiten überzog das Gewölbe des Pantheons mit weisser Farbe, und erinnert so an das Irdische. — Ein antikes Gebäude zu weissen, das ist noch ärger, als ein modernes schwarz anzustreichen. Benedikt der XIV. liess die Kuppel des Pantheons so schänden.

Andre mögen den Marmor, den Porphir, den Granit preisen, der das Innere des Pantheons in reicher Fülle ziert, sein köstlichster Schatz ist Raphaels Asche. Carlo Maratti liess dem grossen Manne ein Grabmal dort setzen, wo Agrippa ihm einen Altar errichtet hätte.

Raphael starb 1520. im sieben und dreissigsten Jahre seines Alters. Uiber seinem Grabe liest man die Inschrift:

*Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.*

In diesen Versen des Cardinal Bembo liegt Geist; es hätte nur Schmerz darin liegen sollen. Warum sagte er mehr als: „*Hic est Raphael*,“ hier liegt Raphael? Am Morgen hatt' ich die Gemälde des großen Künstlers gesehen, mußten an seinem Grabe nicht Thränen mir ins Auge steigen?

Fünf und vierzigster Brief.

R o m.

Gestern feierte man das Fest des heiligen Ludwig von Gonzaga, die Menge strömte der Kirche des heiligen Ignaz zu, denn Gonzaga war Jesuit. Ich hörte die musikalische Vesper, und besah die Erleuchtung beim Schlusseeegen. Man spazierte in der Kirche umher, schwatzte, lachte, drängte sich um die Orchester. — Jeder Tag im Jahre zählt zwei bis drei solcher Schauspiele, und alle sind gleich besucht.

Nach dem Gottesdienste nimmt man auf dem Corso Eis, man speist in Gesellschaft von Damen, man eilt einem Feuerwerke, einem Balle zu, den ein andächtiger Nachbar der Kirche, oder ein Beschützer des Klosters giebt: die hohen Freunde des Heiligen erleuchten ihre Häuser.

Das Fest des heiligen Ludwig wird mit besonderem Pompe gefeiert. Man hat in Rom die

Jesuiten aufgehoben, an ihren kirchlichen Gebräuchen nichts geändert, sie haben all' ihre Reichthümer behalten.

Die Kapelle des Heiligen ist von nicht ganz römischer, aber von jesuitischer Pracht. Der Altar ist von Silber, mit dem höchsten Kunstaufwande gearbeitet, die Leuchter sind von Lapis Lazuli. Im Vordertheile des Altars ist eine Oefnung, worin man zur Zeit der Jesuiten Schriften an den Heiligen warf, und izt noch wirft: man bat ihn darinn, diese oder jene Bitte Gott vorzutragen und sie zu unterstützen. Die Jesuiten hatten Italiens Bewohner überredet, der heilige Ludwig besorge das sehr gern, er stehe gut mit Gott, und thue mithin selten eine Fehlbitte. Die heiligen Väter erreichten ihren Zweck, sie drangen in die innersten Familiengeheimnisse ein. — Man hatte des Festes wegen das Altarblatt weggenommen, ich sah selbst in einem Kästchen eine Menge von Schriften. Eine fromme Seele gab eben einen Brief auf diese Post, er hatte die Aufschrift: „Dem heiligen Ludwig von „Gonzaga.“ Man hatte das „*poste restante*“ vergessen.

Die Musik, die zum Theil aus Castraten bestand, aus diesen Maschinenmenschen, die jedes zarte Ohr entzücken, jedes fühlende Herz tief verwunden, hinderte mich nicht, die Kirche zu betrachten. Auf dem Deckengemälde liegt Igna-

zius zu den Füßen des Erlösers. Eine Schaar von Jüngern umgiebt den Heiligen; die vier Welttheile sind unten, Jesuiten in Haufen stürzen, von Engeln geleitet, nach allen Seiten hin, in ihrer Hand flammt Feuer und Schwerdt, um das Evangelium überzeugend zu verkünden. Auf vier Seitenwänden des Doms siehst du Mordszenen aus dem alten Testament.

Sehr merkwürdig ist eine Inschrift in großen Buchstaben über dem hohen Altar:

„Ego vobis Romae propitius ero.“

Die Jesuiten sind in Rom aufgehoben, und noch steht diese Inschrift.

Die Statue des heiligen Ludwig, von le Gros, ist ein Meisterstück, der Heilige selbst ist eine schöne Gestalt; die Jesuiten verfehlten diesen Kunstgriff in ihren Gemälden und Statuen nie. Ihr heiliger Stanislaus ist sehr reizend. — Diese Mönche hatten die Bemerkung gemacht, daß der Jüngling länger und feuriger zu den Füßen einer schönen, lieblichen Madonna betet; sie kannten alle Falten des menschlichen Herzens.

Sechs und vierzigster Brief.

R o m.

Heut früh gieng ich nach dem Kapitole hin. Eine Kutsche fuhr bei mir vorüber, in der zwei

Franziskaner saßen, einer rückwärts, der andere im Hintergrunde; beide hatten etwas zwischen sich, das ich nicht erkennen konnte. Alles blieb stehen und grüßte in tiefster Ehrerbietung. Ich fragte, wem dies gelte. Dem Bambino, war die Antwort, den die heiligen Väter zu einem Prälaten bringen, der so krank liegt, daß die Aerzte ihn aufgegeben haben. Ich ließ mir diesen Bambino erklären: es ist ein kleiner hölzerner Christus, sehr reich gekleidet. Das Kloster, dem das Glück ward, ihn zu besitzen, hat keine andern Güter. So bald jemand gefährlich krank wird, holt man den Bambino in einem Wagen, denn — er geht nie zu Füsse. Zwei Franziskaner geleiten das Wunderbild, stellen es an des Kranken Seite, und bleiben auf seine Kosten da, bis er stirbt oder gerettet ist.

Der Bambino ist immer auf der Reise: zuweilen schlägt man sich an der Klosterpforte um seinen Besitz, man reißt sich ihn weg. Im Sommer vorzüglich hat er alle Hände voll zu thun, ob er gleich bei der Hitze und der stärkern Concurrency im Preise steigt; — nicht mehr als billig.

Sieben und vierzigster Brief.

R o m.

Als ich gestern das Pantheon verließ, gieng ich aufs Kapitol.

Dieser Ort, der die Welt beherrschte, wo Jupiter seinen Tempel, und Rom seinen Senat hatte, von dem einst Roms Adler in alle Theile des Erdkreises flatterten, und siegbeladen zurückkehrten, der Ort, von dem herab ein Laut dem Munde eines Szipio, Pompejus, Cäsars entschlüpft, Nationen durcheilte, um ihrer Freiheit zu drohen, und der Könige Schicksal zu lenken; wo die größten Männer der Republic athmeten, wo noch nach ihrem Tode ihre Statuen mit römischem Ansehen den Weltkreis beherrschten; dieser berühmte Ort hat seine Statuen, seinen Senat, seine Zitadelle, seine Tempel verlohren; er hat nichts behalten, ausser dem Namen, den das Blut und die Thränen so vieler Völker so fest zusammen kitteten, daß der Zahn der Zeit seine unzerstörbaren Silben noch nicht zerreißen konnte; er heißt noch das Kapitol.

Hier sieht man, was Menschen und Menschenwerke sind, sieht, was das Schicksal vermag. — — Ich suche den Ort, wo die Zitadelle einst stand. — — Der tarpejische Fels ist über drei Viertheile begraben. — — Trost für die Verwüstung, die so viele große Denkmale zerstörte, gewährt

gewährt nur das noch dabei liegende Musäum, wo die Päbste einige Trümmer davon sammelten. Davor steht Mark Aurels Bildsäule zu Pferde. Diese Statüe von Erz ist die schönste, die uns von den Alten übrig blieb, das Fußgestell ist von Michel Angelo. Man hat diese Statüe sehr getadelt, und das nicht mit Unrecht. Das Pferd, ich gestehe es, ist kurz, schwer, dick, aber es lebt, es geht, es bewegt sich.

Acht und vierzigster Brief.

R o m.

Gestern machte ich einen interessanten Ausflug nach der Via Appia. Ich kam durch eine der Vorstädte, einst die bewohnteste, selbst Roms glänzendstes Viertel, izt öde und verlassen. Es hieß und heißt noch das Velabrum. Diese Gegend der Stadt ist beinahe in den Zustand wieder zurück gesunken, in dem sie Tibull in einer seiner Elegieen malt. Ich setze dir die schöne Stelle ganz her:

*Sed tunc pascebant herbosa palatia vaccae,
Et stabant humiles in Iovis arce casae.
Lacte madens illic suberat Pan ilicis umbrae
Et facta agresti lignea falce Pales,
Pendeatque vagi pastoris in arbore votum,
Garrula silvestri fistula sacra Deo:*

Fistula, cui semper decrescit arundinis ordo:

Nam calamus cera jungitur usque minor.

At qua velabri regio patet, ire solebat

Exiguus pulla per vada linter aqua.

Illa saepe gregis diti placitura magistro,

Ad juvenem festa est vecta puella die.

Cum qua secundi redierunt munera ruris,

Caseus et niveae candidus agnus ovis.

Aus dem Velabrum kam ich auf die Via Appia, und wandelte dort umher. Nahe bei der Kirche San Sebastiano ist das Grabmal der Cäcilia Metella, Gemahlin des Quintus Cäcilius Metellus Creticus, Tochter des Crassus, der gegen Pompejus Ruhm und Cäsars Glück sein Gold auf die Waagschale legte.

Dies so berühmte Uiberbleibsel aus den Zeiten der Republick, das ein zärtlicher Vater der Tochter stiftete, ist ein runder Thurm; es trägt die Inschrift;

C a e c i l i a e

Q. Cretici F.

Metellae Crassi.

Die Mauer hat von allen Seiten sechzehn Schritte in der Dicke, der Durchschnitt des inwendigen runden Raums ist von zehn Schritten. Hier stand ziemlich hoch eingemauert Metellas Sarkophag: Paul der Dritte liefs ihn in den Pa-

lazzo Farnese bringen, von wo er nach Neapel wanderte. — Die kleine Kuppel dieses Denkmals war gewölbt, sie ist jetzt ganz zertrümmert, eine breite Terrasse lief umher. Am Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts diente dasselbe in Italiens bürgerlichen Kriegen dem Geschlechte der Gartanis, aus dem Bonifaz der achte stammte, zur Schutzwehr gegen die Colonna's, mit denen dieser Pabst häufige Fehden hatte. Die Gartanis nahmen einen Ochsenkopf in ihr Familienwappen auf, weil Ochsenköpfe das Denkmal an einigen Stellen zieren. Dies erwarb ihm auch im Mund des Volks den trivialen Namen: *capo di bove*. Ich streckte mich in Metellas Grab träumend auf den Rasen. Blumen dufteten hier mit buntem Farbenspiel einsam in melankolischer Dämmerung, in des Todes stiller Behausung. Ein Bienenschwarm hatte sich zwischen Ziegeln gebettet, sie trugen in regem Leben Honig ein. Ihr leises Summen, diese feierliche Stille wiegten mich in süsse Schwärmerie. Mein Blick verlor sich in des Himmels unermessliches Gewölbe, das in heiterm Blau über meinem Haupte glänzte; purpurne lichtumsäumte Wölkchen seegelten in den ätherischen Lüften: Metellas Name, der Name dieses schönen unglücklichen Weibes mit engelreinem Herzen; und die Vergangenheit stimmten mich zur sanftesten Wehrnuth. Crassus Schatten umschwebte

mich stöhnend, er sucht noch unter diesem prächtigen Steinhaufen, in welchem er seinen Schmerz der Ewigkeit weihte, die Asche der geliebten Tochter. — Ich sah die Krieger von diesem Thurme herab kämpfen, hörte der Sterbenden Todesröcheln, der Sieger Wuthgeschrei. In meiner Brust wühlten unnennbare Gefühle, ich verließ spät am Abend das Grabmal.

Neun und vierzigster Brief.

R o m.

Diesen Abend habe ich keine Zeit ins Museum zu gehen; ich eile, das Forum zu betreten. — Hier in der Nähe muß es seyn; es erstreckte sich zwischen dem Palatin, wo Rom entstand, und dem Kapitolin, wo Rom begraben liegt.

Wie! dies das Forum, einst mit Tempeln, Pallästen, Triumphbögen bedeckt; einst der Mittelpunkt Roms und der Welt, der Schauplatz so vieler Revolutionen, die in Rom die Welt umwälzten? Gelehnt an die Mauern, wo die Gesetztafeln aufgehängt waren, auf dem Kerker stehend, wohin Catilinas Mitschuldige zum Tode geführt wurden, auf das Bruchstück einer Säule vom Tempel des Jupiter Stator gestützt, blick ich umher. — — Mein Blick trifft, im weiten Krei-

se irrend, auf Trümmer von Kapitälern, von Verzierungen, von Pfeilern, die größtentheils ihre Form und ihre Namen verlohren. — — Er weilt auf sechs Säulen des Tempels der Konkordia, auf dem Fronton des Tempels des Jupiter Stator, auf dem bedeckten Gange des Tempels des Antonin und der Faustina, auf den Mauern der öffentlichen Schatzkammer, auf Septim Severs Bogen, wandelt unter den Gewölben eines Tempels des Friedens, durchläuft die Ruinen von Nero's goldnem Hause, und ruht endlich auf einer korinthischen Säule von weißem Marmor, die mitten im Forum frei empor steigt.

Welche Veränderung! — An der Stelle, wo Cicero sprach, brüllen Heerden! — — Was in der Welt Rom's Forum hieß, heißt izt das Kuhfeld (*Campo Vaccino.*) — —

Ohnermüdet durchlief ich den Bezirk des Forums, gieng von Trümmer zu Trümmer, von Verzierung zu Säule, von Severs Bogen zu dem des Titus; setzte mich hier auf einen Schaft, dort auf einen Giebel, weiter hin auf einen Pfeiler. Ich fühlte mich groß in dem Gedanken, Rom's Gröfse unter meine Füße zu treten, und fand Vergnügen darinn, über Rom einher zu schreiten.

F ü n f z i g s t e r B r i e f.

Tivoli.

Mit der sinkenden Nacht kam ich hier an. Dichtes Dunkel ruht auf der ganzen Gegend, aber — morgen wird mich die Sonne in Tivoli wecken.

Dort glänzen im blassen Mondenschein die Tempel der Sybilla und der Vesta; des Anio Fluten flimmern in magischer Beleuchtung: die Gebürge starren wie Geistergestalten in den reinen Horizont hinauf — horch, wie der Anio durch die stille Nacht herüber plätschert, wie er über die Felsen herabstürzt, wie die tosenden Wogen sich brechen! Der Mond blitzt im zerstiebenden Schaum, in tausend funkelnden Wassertropfen an den Bäumen; im Widerschein der Fluten erschimmern die Gebürge, die Klüfte, die schlanken korinthischen Säulen des Vestatempels — von reinem sanftem Lichte umstrahlt.

Erwache Sonne, ich harre dir sehnend entgegen!

E i n u n d f ü n f z i g s t e r B r i e f.

Tivoli.

Der Schlaf flieht meine Augen, ich erzähle euch beim Schein der nächtlichen Lampe meine Reise hierher.

Um vier Uhr Abends fuhr ich in Gesellschaft eines polnischen Edelmanns und eines Arztes von unsrer Nation aus Rom weg. Nach einem Weg von vierzehn Stunden durch die Campagna di Roma, durch Staub, öde Stille und Gräber kamen wir auf die Via Tiburtina. — Plötzlich fiel ein betäubender Schwefelduft auf alle unsre Organe, noch ein paar Schritte, und er hatte uns eingehüllt. Das Erdreich ist schwarz, das Grün der Büsche und Pflanzen, das hier der Lenz hervorzwängt, ist halb vertrocknet, die Feldrose welkt im Entfalten ihrer Blüte; die ganze Vegetation ist erstorben.

Der Schwefelduft war unser Führer, wir gelangten zu einem See von bläulichem Gewässer. Er siedet, und braust schäumend auf, wenn man den kleinsten Stein hineinwirft. Auf dem See schwimmen mehrere schilfbedeckte Inseln umher, es sind Erdstücke, die die Fluth weggehöhlt hat. — Neblichte Dämpfe steigen aus der Tiefe des Sees, die sich auf der Oberfläche lagern, sie sind tödend: ich sah Vögel drüber hin fliegen, sie stürzten sterbend in die Wellen hinab.

Zwei Unglückliche wohnen bei der Solfatara; so heißt der See. Die Neugierde der Reisenden giebt ihnen Nahrung, Lager und selbst die Möglichkeit, in sinnloser Trunkenheit ihre Lage glücklich zu finden; diese hagen, bleichen,

hinsterbenden Gespenstergestalten verrathen die schrecklichste körperliche Zerrüttung.

Wir eilten bald von der Solfatara weg, und nahten Tivoli.

Am Fuß der Gebürge erblickten wir mehrere Ruinen, unter ihnen ein hervorragendes Grabmal. Es ist ein viereckigter Thurm, eine der Seiten stellt einen Triumphbogen vor, der der Plautischen Familie errichtet ward.

Triumphbogen und Gräber, eine anziehende Zusammenstellung, Ruhm und Tod, Hand in Hand! Endlich langte ich in Tivoli an. Es hat einen Bischof, acht Pfarrer, und 1800 Einwohner, aber weg damit, wo ist der Anio mit seinen Wasserfällen, wo der Tempel der Vesta?

Ich fragte, wo Properz, Cinthia, Zenobia, Lesbia wohnten, wo deine Villa, Vater Horaz, stand. Man zeigte mir das Camaldulenser, das Kapuzinerkloster!

Zwei und fünfzigster Brief.

Tivoli.

Die Sonne ist herauf, geschwind zur Cascade. In stiller Majestät wälzt sich friedlich und langsam der Anio in seinem ebenen gleichen Beete

einher, und bespült an einem Ufer die Stadt, die sich an ihm hinstreckt; am andern Ulmen, deren Schatten sich auf dem Flusse wiegt. Jetzt stürmt er mit wildem Ungestümm: donnernd stürzt er über Felsen hinunter, er schäumt, sprudelt, in tausend Wasserstralen gebrochen, hoch auf; izt hüllt er einen ungeheuren Felsen in seine tobenden Wogen, er flieht, stürzt sich in dumpfem Brüllen hinab und — verschwindet.

In einer Entfernung von hundert Toisen behausten mich stäubend die gebrochnen Fluten; der Sonnenstral brach sich in Regenbogen auf dem feinen Staubregen.

Aber noch hör' ich die Wogen donnern, ich will sie wieder sehen, man führt mich zu Neptuns Grotte. Eine ungeheure Felsenmasse starrt über der schwarzen Tiefe einer weit gähnenden Kluft hin; ihr Gewölbe ruht kühn auf zwei weiten Arkaden. Durch die Schwibbögen, durch Gewächse und in Gewinden herabhängendes Moos, durch sich kreuzende Regenbogen erblick ich den Strom wieder, er stürzt von neuem auf spitze Felsenklippen, bricht sich in immer wechselndem Spiel, und braust endlich in den Abgrund, um noch einmal zu verschwinden.

Lange horchte ich dem dumpfen Donner der rauschenden Wogen, den tausendfach das Echo nachhallte; die Natur schien schweigend einem ihrer Wunder zu huldigen.

Gährende Klüfte, über ihnen die kühn hängenden Felsen, theils von der Zeit geschwärzt, theils von langhaarigem Moose begrünt, andre von Dornen und wilden Pflanzen umrankt; des Gewässers wildes Getümmel, die Streiflichter, die gebrochen auf den Felsen, in den Fluten, in den Blumengewinden spielten; die vom Donner, von der zitternden Luft gescheucht umherflatternden Vögel, deren Töne das Geräusch der Wellen verschlang, — das alles gewährte mir ein paar Stunden der köstlichsten Genüsse.

Horaz, hier schwärmte oft dein Genius, du stimmtest oft hier deine Leier!

Drei und fünfzigster Brief.

Tivoli.

Ich schreibe dir vor den Cascatellen. Da sitze ich seit einer Stunde unter einem Oelbaum aus der Vorzeit, betrachte entzückt die schönen Wasserfälle, und lausche ihrem Getöse.

Ein sehr angenehmer Spaziergang führt aus der Stadt durch ein reizendes Thal, das ringsum Olivenbegränzte Hügel umschliessen, zu den Cascatellen. Ich durchwandelte Matten vom freundlichsten Grün, Blumen umdüfteten mich, und beugten sich unter meinem Tritte: Maulbeeren,

Feigen, Pappeln und Platanen wehten mir Schatten und Erfrischung zu. In den Hainen ertönte der Vögel tausendstimmiges Concert; weidende Pferde stiegen die Gebürge herab; auf den Gipfeln glänzten Heerden in freundlichem Weifs, das Silbergeläut der Schellen säuselte in der reinen Luft. Izt erschien hoch auf den Felsen der Vesta und Albunea Tempel; meine Blicke weilten mit süßem Behagen an den schönen Säulen; aber eine sonderbare Aengstlichkeit ergriff mich, ich hätte die herrlichen Tempel von dem Abgrunde zurück drängen mögen, über dem sie so kühn schweben. Malerisch schlingen sich mit dem korinthischen Akanthus Dornengeflechte und Epheuranken um die schlanken Säulen.

Endlich stand ich den Cascatellen gegenüber. Ich ziehe sie der grofsen Cascade, Neptuns Grotte, kurz allen Wasserfällen vor, die ich je sah.

In der Ferne zieht sich, von Gebürgen umschlossen, Tivoli am sanften Abhang eines Hügels hin, den das Grün der üppigsten Vegetation deckt. Reiche Saaten wechseln mit Baumgärten, mit Weingeländern. — Der Fluß stürmt durch grünende Felder daher, theilt sich in fünf Arme, die auf eine vorlaufende Spitze, und noch immer getrennt, von dieser ins Thal fallen. Sie bilden entzückende Wasserfälle, unten vereinigen sich mit ihnen auf smaragdenem Teppich Bäche, die von allen Seiten herzu strömen.

Sollte nicht Properz hier geträumt, sollte ihr hier nicht die liebende Muse besucht, sollte er nicht beim Funkeln des Abendsterns an Cinthiens schönem Busen hier geschwelgt haben? — Noch sehe ich Cinthia den weichen runden Arm um des Dichters Nacken schlingen, ihn schmachtend anblicken; ich sehe Properz ihr das entzückende Schauspiel zeigen. Izt senkt sich der Schönen feuchter Blick in die stürzende Fluth, in die flimmernden Streifen, die sie im hellen Grün zieht, sie schaut den magischen Regenbogen, der über dem feuchten Moose, über den zitternden Büschen schwebt; stille Seufzer der Sehnsucht heben ihre wallende Brust.

Vater Horaz, hier an den Cascatellen, unter meinem Oelbaum besangst du Tiburs Schönheiten, hier durchströmte dich Entzücken, die Begeisterung, in der du sie der Ewigkeit weihtest:

*Me neque tam patiens Lacedaemon
Nec tam Larissae percussit campus opimae
Quam domus Albunae resonantis,
Et praeceptis Anio, Tiburni lacus et uda
Mobilibus pomaria rivis!*

An dieser himmlischen Stelle flossen deine Thränen um die Krone, Zenobia; hier betrauerte Lesbia den geliebten Sperling, den Catull verewigte; ihr suchtet Trost in der schönen Natur, im stürmenden Wogengebrause. Reine, balsa-

mische Lüfte spielten mit meinen Locken; von goldnem Gewölke umsäumt, sank die Sonne zur Ruhe, die ganze Natur schien in heiliger Stille ein Fest zu feiern. Bringt, ihr ziehenden Wolken, diese Seufzer der Sehnsucht meiner Gattin, meinen Kindern, all meinen fernen Lieben.

Fanni, Adelaide, Adrian, Leonore, vermög-
tet ihr meine Wonne zu theilen, könntet ihr
auf diesem Rasen mich umgaukeln, sie pflücken
die Blumen, die mich umsprossen! Lebe wohl,
lachendes Thal, lebe wohl Cascade und ihr stür-
zenden Felsen, von Moosen und Blüten umrankt!
Ich scheide auf immer, mir winkt das heimische
Land, aber einst werden eure Schönheiten meine
Kinder entzücken.

Dann setzt euch, meine Lieben, unter den
Oelbaum, der am Rande jener Kluft, dem Felsen
gegenüber, schon Jahrhunderten trotzt: dort saß
euer Vater, er umschwebt euch vielleicht in lei-
sem Geisterwehen.

Euer Schäumen, eure erfrischende Kühle,
euer Gemurmel, die wechselnden Gefühle, die
ihr in mir wecktet, ihr schönsten aller Wasser-
fälle; diese Lieblingsgegenden des Himmels
werde ich selbst im Schoofs meiner Familie, in
meiner Freunde Kreis nie vergessen, wenn ich
der Marmorgebilde, des Erzes, der gepriesenen
Gemälde längst nicht mehr denke.

Vier und fünfzigster Brief.

Tivoli.

Als ich heute früh von einem Spaziergange hierher zurück kam, traf ich Bauern zwischen Säulentrümmern pflügend.

Ich verlor mich auf einige Augenblicke von meinen Gefährten und wandelte unter zerstörten Säulengängen umher, die einst Marmorpalläste stützten, und nun Olivenpflanzungen tragen.

Unsre Gesellschaft hielt in Tivoli in einem Sibillentempel ein Mahl, das uns Appetit, geselliger Scherz und Blicke in die Vergangenheit, würzten, deren Andenken wir feierten. Uns zur Rechten streckten grüne Hügel sich aus, zur Linken stiegen steile, pittoreske Felsenmassen empor — vor uns des Anio schäumende Fluten; über uns ruhte auf einem Kreise korinthischer Säulen von weissem Marmor das Gewölbe des reinsten azurnen Himmels, an dem sich goldne Wölkgen kräuselten. Wir deklamirten beim Nachtsch um die Wette Verse aus Horaz und Properz; ein reizendes Mädchen aus Tivoli rief uns gleich einer Lichterscheinung die schlanken Gestalten der Vorzeit zurück, sie machte uns alle verstummen. Die blendende Weisse ihrer Zähne wetteiferte mit der Milch, die sie uns brachte; die frischen rothen Lippen beschämten die Erdbeeren im niedlichen Körbgen des Mädchens.

Unsere Blicke, unser Lächeln machten sie erröthen. Beim Donner des Anio, der unsre Worte verschlang, gruben wir unsre Namen in die Säulen des Tempels; unsre Freunde werden sie einst lesen, und sich unsrer erinnern. Ich genoß eine Fülle der reinsten Freuden, es war einer der schönsten Tage meines Lebens. Aber auf unsrer Erdenreise reichen sich Wonne und Schmerz die Hand, ich muß Tivoli verlassen.

Fünf und fünfzigster Brief.

R o m.

Gestern Nacht kam auf dem Petersplatze, dem Vatikan zur Seite, Feuer aus; es war um die Stunde, wo Greise und Kinder schlafen, die Unglücklichen und die Muttersorgen noch wachen. Der Brand war fürchterlich, er drohte Rom zu zernichten. Aufgeregt durch einen Sturmwind, stand augenblicklich alles in Flammen. Die Nacht war rabenschwarz, sie machte das Feuer doppelt fürchterlich; mein Auge sah in greller abentheuerlicher Beleuchtung herzzerschneidende Schauspiele, das Wimmern verzweifelter Mütter zerrifs mein Innerstes.

Ich hatte den Abend in der Gegend des Vatikans zugebracht, und gieng nach meiner Woh-

nung auf der Piazza di Spagna: Kaum betrete ich den Petersplatz, da sehe ich Flammen mir entgegen leuchten. Sie hatten schon die Hütte des Armen verzehrt, und schlugen zischend an des Vatikans Marmorsäulen zum Himmel hinauf. Ich war ganz allein, und — ich gestehe es aufrichtig, ich genoß das schrecklich schöne Schauspiel. Izt erschien ein Jüngling, einen Greis auf den Schultern. Er blickte sorgsam umher, untersuchte ängstlich seinen Weg, trat leise, leise auf, um den Alten nicht zu erschüttern — wen konnte er so tragen als seinen Vater? Der Greis, aus dem tiefsten Schläfe aufgerissen, blickt zerstreut umher, er weiß nicht, was mit ihm vorgeht, und überläßt sich sorglos dem edlen Sohne. Ein Kind läuft nebenher; weinend, mit gefalteten Händgen blickt es zerstört auf Vater und Bruder hin; eine Matrone, halb nackt, in stumpfer Bewußtlosigkeit, folgt mit des Alten Kleidern hinterdrein. Lang begleiteten sie meine Blicke, aber izt schüttelten mich Fieberschauer: ein junger Mann klammerte sich, von der Flamme verfolgt, ganz nackt, an die äussere Rahme eines verbrannten Fensters; mit dem Aufwand seiner letzten Kraft hieng er dort an der Mauer, seine Blicke wählten den weniger gefährlichen Ort auf dem Pflaster, um sich herunter zu stürzen.

Beim Glanz einer Feuersbrunst erscheint das Mutterherz im hellsten Lichte. Von einer Terrasse

rasse herab, streckte ein Weib ihrem untenstehenden Gatten das theure Pfand ihrer Zärtlichkeit entgegen. Sie neigt sich tiefer, immer tiefer; sie schließt weinend das Kind zum letztenmal in ihre Arme, drückt es an ihren Busen, an ihre Lippen: aber itzt, itzt — zerschmettert das in seiner Wiege sanft schlummernde Kind, in der Eltern Arm, ein brennender Balken — ich floh von Entsetzen ergriffen. Schon hatt' ich den Platz durchkreuzt, da stürzte aus einem brennenden Pallast ein anderes Weib in reichem Gewande, in köstlichem Schmuck — eine hohe Gestalt, engel-schön, von majestätischem Wuchs. Sie führte weinend zwei nackte Kinder an der Hand, das kleinste sah die Mutter weinen, seine Thränen mischten sich mit ihren Zähren, es umfasste zitternd ihre Kniee. Die Schwester, eine entzückende Schönheit, suchte, vor Kälte zitternd, mit ihren Armen, ihren Händen, die jugendlich zarten Formen keusch zu verhüllen. — Arme Mutter, zwei Kinder an deiner Hand, und doch fließen deine Thränen! Dir hat die Flamme das dritte geraubt! Allmählig wurde der Platz lebendig, Greise, Kinder, Soldaten, Priester, Reiche und Arme strömten haufenweise herbei. Die Menge wogte einher, wie das Meer, wenn der Orkan es in Wellen thürmt. Schaaren drängten nach der Peterskirche, andere Schaaren strömten heraus, man stürzte auf einander; das Ge-

schrei der Fallenden, der Sterbenden Gewinsel, das Wimmern der Kinder, der Mütter Angstgeheul stieg in wildem Gemische zum Himmel. An mir vorbei trugen auf gekreuzten Säbeln vier Soldaten ein ohnmächtiges Mädchen von rührender Schönheit. Der Flamme Abglanz schwamm auf dem blassen Gesichte, funkelte in den Thränen, die sich unter den langen geschlossnen Wimpern hervorstahlen, und röthete die bleiche Wange.

Eine schauderhafte Stille, wenn das Toben des Windes nachliefs, lag auf dem ganzen Umkreis; nur erstickte Seufzer, dumpfe Töne der Angst und des Schmerzes zitterten durch die glühende Luft: die Flamme knisterte, zischte; krachend stürzten die Gebäude in Trümmer. Izt erschien an einem Fenster des Vatikans, dicht neben dem Feuer der Pabst, mit ihm Priester und Kreuze. Ein lautes Freudengeschrei erhebt sich, alles liegt auf den Knien; tausend thränenschwere Blicke, tausend betende Hände erheben sich zum Haupt der Christenheit. Der Pabst betet, das Auge gen Himmel gerichtet; andächtig senkt das Volk den Blick, die Menge betet. Durch die tiefe heilige Stille hin brauste der Sturm, Flammen prasselten, Gebete säusselten im Aufruhr der Elemente zum Himmel; ein herzergreifendes Schauspiel.

Auf den kalten steinernen Stufen einer Kirche knieete eine Mutter einsam; sie faltete die Händ-

chen eines neben ihr knieenden Kindes; in frommer Unschuld legte es sie so kindlich zusammen! Hinter ihnen streckte stehend ein blühendes Mädchen mit fliegender Haar und zerstörtem Blick im höchsten Gefühl des Schmerzes, vielleicht auch der leidenden Liebe, enthusiastisch dem Pabste die schönen Hände entgegen; zu ihren Füßen saß, dem Vatikan und dem Pabst den Rücken gekehrt, ein Weib, thränenlos, ohne Gebet, die stieren Blicke auf das Mädchen geheftet; ein Kind spielte an ihrem Busen.

Der Pabst hat sein Gebet vollendet, er erhebt sich; alle Blicke hängen erwartend auf ihm. Mit heitrrer Ruhe auf der Stirne, Hoffnung in der festen Stimme spendet er Worte des Segens auf das in Staub gebeugte Volk. Noch zitterten des Segens letzte Worte in den Lüften, und schon schwieg der Sturm (sey's Wunder oder Zufall) die Flamme sank, der Rauch stieg in schwarzen Wolken empor, und hüllte das Feuer ein; es verlösch, der Nacht dichtes Dunkel lag wieder auf der ganzen Gegend.

Warum bin ich kein Raphael? *)

*) Wer kennt nicht Raphaels *incendio del Borgo*?

Sechs und fünfzigster Brief.

Frascati.

Frascati war einst Tuskulum.

Man wollte mich zu den Villa's Pamphili, Mondragone, Ludovisi führen; ich verlangte nach Cicero's Villa. — Selbst ihre Spuren sind vertilgt, man kennt die Stätte nicht mehr, wo sie einst stand. Ich sah jene Villa's; ihre Wasserkünste, ihre Bäume, ihre Palläste waren mir uninteressant. Die Römer mögen sie preisen, ich habe in Maupertuis Thal erfrischende Kühle geathmet, bin in *pays d'Ermenonville* umhergeirrt, habe auf den köstlichen Plätzchen an der Seine, an der Loire, der Saone, an der Dordogne Ufern in Genüssen geschwelgt, diese Villa's ließen mich kalt. — Es sind prunkende Palläste, kolossale Steinmassen; sie verlieren allmählig ihre Statuen und Gemälde, mit ihnen ihre Bewohner.

In den Gärten herrscht der bisarrste Geschmack. Uippig strömen helle kristallne Fluthen von den Gebürgen herab; sie müssen, in Röhren und Bassins eingezwängt, kleinliche, gekünstelte Cascaden, Wasserkünste, Fontainen bilden, denen sie Welle für Welle entschlüpfen; ihr Wogenspiel, selbst ihr Murmeln ist berechnet, abgezirkelt. — Du findest hier nicht, wie in der grossen freien Natur, Ströme über Felsen hinabstürzen, durch lachen-

des Grün sich schlängeln; die Fluthen, die den Dichter begeistern, den Mann von Gefühl in süsse Träume wiegen, die des sinnlichen Epicuräers Schlummer erfrischen; diese Fluthen fröhnen kleinlichen Spielwerken, die nur Kinder belustigen können.

Die Reize dieser Gegenden konnte der Italiener Künstelei nicht zerstören, nicht die romantischen Ansichten verhüllen, sie konnte das lebendige Grün nicht welken machen, das die lachenden Hügel bekleidet; dort weilen die gescheuchten Zephire, das freie Licht der Sonne, und der Vögel liebende Paare.

Von der Terrasse der Villa Mondragone genoß ich eine göttliche Aussicht.

Zur Linken ruht das Auge auf einem Hügel, der den Horizont durchschneidet und durch die Gefilde hingestreckt, sie einem Vorhang gleich verhüllt. — In sanft verlohrnen Wellenlinien neigt sich amphitheatralisch der Hügel ins Thal; seinen Rücken beschatten freundliche Gebüsch, unter denen sich duftende Blumen verstecken. Der Oelbäume blasses hängendes Grün, hoch aufstrebende düstre Cypressen, und dunkle Piramiden von Pinien krönen den Gipfel; am Fusse blühen in buntem Gedränge, Sträucher von allen Farben, von allen Schattirungen, sie bilden, von Winden (*convolvulus*) umschlungen, eine dichte

malerische Wildniss. Zur Rechten siehst du den See Regillus, an dessen Ufern die Römer zum erstenmal siegten, Tivolis ferne Höhen, wo Catull und Lesbia liebten; siehst die Felder, die der graue Kato pflügte, Lukulls Gärten in Sümpfe verwandelt und die Stellen, wo Cicero dachte.

Grade vor mir umfassten meine Blicke die Campagna di Roma, die lichte Bahn der Sonne; über mir des Himmels ungemessne Räume, am fernen Horizont Rom, die Appenninen und das Meer in einem grossen Gemälde.

Sieben und fünfzigster Brief.

R o m.

Es war den Künstlern des Alterthums leichter, als unsern neuern, Götter und Helden zu bilden, sie lebten in der Fabel goldnen Zeiten. Von der Wiege an vertraut mit den idealischen Geburten der Mithologie, erkannten sie jede an ihrem Gewande; ihrer Seele waren tief die Namen eingeprägt, sie hatten die lebenvolle Sprache der Allegorie ganz inne. Die Gewohnheit dieser Bildersprache machte es ihnen zum Spielwerk, sie mit dem Meisel, mit dem Pinsel, mit der Feder, auf Papier, auf Leinwand, in Erz auszusprechen. Vorurtheile und Jahrhunderte stellten sich

wie Riesengestalten zwischen die Bürger der Fabelwelt und unsre neuern Zeiten; Sitten, Verfassungen änderten sich, die stralende Fackel der Christenreligion zerstreute das Dunkel der Vielgötterei, die Bewohner des Olympus entflohen. — Nur in weiter Ferne, in den Gebilden der Vergangenheit vermochten die Künstler neuerer Zeiten noch die Göttergestalten zu schauen, ihr ungeübter Blick wußte die Gewänder von den Formen nicht mehr zu sondern, sie mußten das Costüme der Gottheiten nur errathen. Verlegenheit ergreift sie, so oft sie des Alterthums Fabelwelt auffassen, darstellen wollen. Den Alten erschienen die Götter in schöner Wirklichkeit, die neuern müssen sie vor ihr geistiges Auge rufen; jene sahen ihr stralendes Antlitz, diese können es nur erträumen, sie müssen den zerrissnen Schleier der Fabel wieder ergänzen.

Die alten Künstler konnten sehr oft bei Festen, bei Spielen, bei Kämpfen das Nackte in der Natur sehen. Klima und Sitten zwingen die Nuditäten in unsern Zeiten, die Blicke zu fliehen, *) sie lassen sich nur selten von dem Künstler überraschen, und — dann trotzen sie der Sittlichkeit, oder dem Klima. Keusche Schaam verhüllt un-

*) Düpaty schrieb im Jahre — 1785.

sern Blicken alles Nackte, und entschädigt uns durch ihren Zauberreiz.

Die Künstler, deren Werke wir noch bewundern, lebten in dem Lieblingsklima des Himmels, wo Schönheiten in reicher Blüte entsprossen: Religion, Sinnlichkeit, der Sitten Ungebundenheit, alles huldigte der schönen Göttin von Paphos; körperliche Reitze galten statt moralischem Werth, die Kunst war der Schönheit, wie dem Ruhme geweiht.

Dies waren meine Reflexionen, als ich gestern ein paar Zeichnungen des Herkules von zwei jungen Künstlern sah.

Sie haben da, sagte ich einem von ihnen, einen ungewöhnlich großen Körper mit starken Armen, Schenkeln und Waden, mit einem ungeheuren Kopfe gezeichnet; das sollte Herkules seyn? — Es ist ein Kolofs.

Und Sie, wendete ich mich zum andern, Sie suchten ihren Herkules in dieser Stellung voll Körperkraft, in dieser ausdrucksvollen Handlung, in diesem männlichsten, nervigsten aller Körper? Ihr Herkules könnte eben so gut ein Ringer seyn.

„Gut, so sagen Sie uns dann, wie wir Herkules bilden mußten?“

Vor allem das nothwendigste, simpelste, was so allgemein übersehen wird: Sie mußten, eh'

Sie Ihr Werk begannen, wissen, was Herkules ist.

Fragen Sie die Geschichte der Götter und Helden, fragen Sie die Fabel; lebendige Kraft spricht sich in Herkules Geburt, seinen Arbeiten, Thaten, in seinem Tode, seiner Unsterblichkeit, in der ganzen Persönlichkeit aus, in der er als Jupiters Sohn Tyrannen und Ungeheuer besiegt, den Atlas auf den Riesenschultern trägt, zu Omphalens Füßen strickt, selbst in der Verbindung mit Hebe. Kurz, sie athmet in seinem ganzen Wesen, jene Kraft, die, als belebendes Prinzip der wirkenden Natur, Sphären in ihren Kreisen bewegt, Thätigkeit in jedem Wesen weckt, die nur unter der Schönheit Allgewalt sich schmiegt, nur mit der Jugendgöttin sich verbindet. Fragen Sie, fuhr ich fort, den Genius der Allegorie, wie in ihrer Sprache dies abstrakte rein göttliche Wesen bezeichnet werden muß, wenn es uns in der Wirklichkeit erscheinen soll. — Er wird Ihnen antworten: einen Herkules muß die höchste menschliche, *b e i n a h e* übermenschliche Kraft, charakterisiren; er wird Ihnen zeigen, daß diese hohe Kraft nicht in den entwickeltsten Formen sich äussert — in diesen liegt nur Gröfse — nicht in dem Umfang, in der Dicke der Glieder, denn darin liegt nur Körpergewicht und Masse — auch nicht in rohen, scharfen Zügen, diese verathen nur Wildheit: selbst in der kräftigen Spannung der Muskeln dürfen Sie Herkules nicht suchen,

sie verräth nicht Stärke, nur Anstrengung. Die Kraft werde durch reges Leben bezeichnet, das in harmonischer Fülle alle Glieder durchströmen, in den entwickelten, sanft verschlungenen, tanzen- den Adern unter der Oberfläche des Körpers hin- spielen muss. Lassen Sie uns Herkules Statüe bil- den: erst gehe aus dem Marmorblock ein Körper hervor, nicht alt, nicht jung, aber reif, in vol- ler unentweihter Männerkraft; groß, stark, seh- nigt, aber nicht Koloss, nicht schwer. Da steht er vollendet; aber an ihm strahlt die Schönheit des Heroen, des Olympiers Göttlichkeit noch nicht. Izt verlassen wir die Natur an der Hand der idea- lischen Schönheit, wir ordnen, wägen, verthei- len alle Glieder des schönen Körpers in die vol- lendetsten Verhältnisse; wir verschmelzen die straffen, schwellenden Muskeln, ebnen die stroz- zenden sich durchkreuzenden Adern. Uiber des Körpers ganze Fläche hin ziehen wir durch eine Folgenreihe schwindender Abstufungen, eine hüpf- ende und doch sanft wallende Linie, die in je- dem ihrer Ruhpunkte eine Form stark bestimmt und wo sie flieht, leichte Umrisse zurück lässt. Aber die größte Schwierigkeit bleibt uns noch zu besiegen, der Gott muss in Handlung seyn.

Eine schwere Wahl, rief der jüngere Künst- ler voll Feuer, wie unter der Summe von Arbei- ten und Thaten wählen, die sich in Herkules Le- ben als Glieder einer Kette aneinander reihten? Er

ersticke die Hidra, er schleudre einen Riesen zu Boden, zerreisse einen Löwen, keiner dieser Momente wird den Gott ganz darstellen.

Halt junger Mann, Herkules darf in keiner seiner Thaten handelnd erscheinen, sein Körper allein muß sie alle verkiinden; schon sein Arm muß Tirannen und Hydern bang erbeben machen. Jede Kraftäusserung würde Anstrengung, würde Menschheit verrathen, das fühlen Sie doch wohl? Der Meisel hat der Kraft höchste Fülle dargestellt, izt muß er noch zeigen, wie natürlich, das heisst, wie göttlich diese Fülle ist. Dies kann weder durch der Formen vollendete Entwicklung, weder durch Kraftäusserungen erreicht werden, nur durch Contraste. — Diese lassen das nur angedeutete erst in vollem Lichte glänzen; sie machen die einzelnen Wesen aus des Raumes monotoner Fläche hervorspringen, bestimmen, erhellen sie, und geben ihnen Selbstständigkeit. — Ohne Contraste würde im Universum nur ein ermüdendes, ewiges Einerlei herrschen. In dieser hohen Gestalt muß der lichtvollste Contrast blendend stralen. Stehend, alle Adern, alle Muskeln in Ruhe, die Brust geebnet und stille, die Füße nachlässig übereinander gelehnt, erscheine der Gott; der linke Arm stütze sich auf eine Keule; die Rechte, die eben den Drachen der Hesperiden erstickte, halte hinterwärts drei goldne Aepfel. Auf dem nervigten,

biegsamen Halse muß stolz das edle Haupt zum Himmel ragen; anmuthig senke es sich etwas zur Erde. Heitre Ruhe throne auf der hohen Stirne, Majestät in jedem Zuge; stiller Friede seines Geistes und der Welt müsse in den gesenkten Augenbraunen wohnen, Träumen im Blicke, und holdes Lächeln auf den Lippen. Halt ein Meisel! Dieser Marmor ist Herkules.

Ha! das ist der Farnesische, riefen beide Künstler. — „Sie haben Recht, er ist's, es ist dies unsterbliche Denkmal des griechischen Meisels.“

Geist, tiefes Gefühl, Genialität mußte in dem dichtenden, weisen Künstler walten, der den kühnen Gedanken faßte, mit der Schönheit, diesem höchsten Zweck der Kunst, nicht Zärtlichkeit, nicht Jugend, Unschuld, Stolz, Schmerz, diese Schwestern, die sie erhöhen, adeln, himmlischer, anziehender machen, zu gatten; sondern die Kraft, die uns für der Schönheit Feindin gilt. — Konnte diese Kraft besser aufgefaßt, richtiger von Anstrengung, von Stärke gesondert werden, als in des Künstlers treflichem Erzeugniß? Leben schwellt jede Muskel, keine ist gespannt; der Körper ruht nicht, er ist nur in Ruhe; er stützt sich nicht, die Keule stützt ihn; der Kopf ist nicht kolossalisch, nur die Arme sind kräftiger. Eine höhere Bewunderung erregt das tiefe Studium, die kluge Wahl in diesen Contrasten. Der Künstler fühlte, daß Ruhe, Sanftmuth, Läch-

cheln, mit Kraft, mit Macht, mit Majestät am hellsten kontrastiren.

Kein Meiselschlag an dieser Statue der nicht ächtes Genie athmet.

Acht und fünfzigster Brief.

Rom.

Heute sollst du von den lieblichen Blüten hören, die jeder Welttheil anbetet, in deren Nähe des Jünglings Pulse stürmen, die Phantasie des Mannes sich entflammt, wenn sie für alles übrige stumpf und erstorben ist; von den Blüten, deren Andenken selbst dem Greis im Lehnstuhl eine süsse Thräne, ein behagliches Lächeln entlockt; ich will von den Weibern, von den Römerinnen dir erzählen. Die Schönheit ist hier in Rom wie in der übrigen Welt, ein seltnes Kleinod. Mutter Natur verfehlt bei Roms Weibern nur zu oft jene hinreissende, sanfte Harmonie zwischen Colorit und Formen, die der Mann beim schönen Geschlechte ersehnt. Nur in den Umrissen des Gesichts und in den Händen findest du hier weibliche Schönheit, die Taille ist nicht bestimmt, der Busen nicht vollendet; die Füße sollten die Römerinnen verbergen. Ge-
deihen ja auch nicht alle Blumengattungen in jedem Erdstriche!

Dagegen sollen die Schultern die schönsten in der Welt seyn — ob das darum so heißen mag, weil sie mehr gezeigt werden? Vielleicht verschönert sie auch die Fülle, die sie sehr früh gewinnen.

Dem sey, wie ihm wolle, schöner konnte die Natur Stirne, Augen, Nase, Mund, Kinn, Ohren, und Nacken nicht vereinigen; jedes ist an seiner Stelle, in den reinsten, sanftesten, regelmässigsten Formen ist jedes Theilchen vollendet, das Ganze bezaubernd, Lilien und Rosen im feinsten Gemische; das Roth auf diesen Wangen ist entzückend — du glaubst die Mädchen immer erröthen zu sehen.

Ein schöner Römerkopf reißt dich hin, er spricht die zartesten Gefühle des Herzens an; ein Blick faßt ihn auf, um ihn nie zu vergessen. — Indessen die Natur weicht nie aus ihrem Gleichgewichte; sie schenkte Roms Bewohnerinnen große unvergängliche Züge, glänzende Schönheit, die Bewunderung und Staunen erregt; sie versagte ihnen die bezaubernde Grazie, die Liebe erweckt. Belausche Tage lang diesen Mund, diese Augen, du findest nur einen Blick, nur ein Lächeln; die immer heitre Stirne glänzt nie von Wonne, nie umwölkt sie der Gram; kalt und unbeweglich schweigen ewig diese vollendeten schönen Züge, sie spielen nie in sanften Wallungen, von Zärtlichkeit oder süßer Rührung be-

wegt. Vielleicht kann das zärtliche, das tief führende Weib nicht vollkommen schön seyn. Das Gewühl der Empfindungen muß die anmuthigen Verhältnisse in den Zügen allmählig zerstören — die Schönheit entflieht, um dem Charakter Platz zu machen. Ein weibliches Wesen hier in Rom zu finden, das interessirt, das zum Herzen spricht, in dessen Gesichte Seelenausdruck wohnt, ist die höchste Seltenheit; aber die schönsten weiblichen Hände sah ich in Rom. Früh und schnell entfaltet sich hier die Blüte weiblicher Reitze; sie knospt nicht. Die fünfzehnjährige Römerin ist schon vollendete Schönheit, allein ungepflegt durch Bewegung, durch zu vielen Schlaf im Aufkeimen erstickt, verliert sie bald durch zu große Fülle; Züge und Formen leiden durch zu vieles Fleisch, das sie verunstaltet. Allein eben dieser übervollen wollüstigen Weichheit, die so bald der Schönheit gefährlich wird, verdanken die hiesigen Weiber die schönen Schultern, die sie mit stolzer Eitelkeit den Blicken so frei darbieten. Auch das zu eingeschlofsne, häusliche Leben der Römerinnen macht ihre Schönheit früher verwelken. Die Schönheit gedeiht, gleich allen Kindern Floras, nur in reiner Himmelsluft, sie dürstet nach den Stralen der alles belebenden Sonne.

Noch ein paar Worte von der Stimme der Römerinnen, von einem der edelsten Theile des

Weibes. — Sie ist, wie ihre Gestalt schön, aber ohne Seele; zuweilen stürmt in ihr der Leidenschaft Toben, nie erklingen ihre ächten rührenden, herzeindringenden Töne. Der Gesang der Römerinnen entquillt nicht ihrem Herzen, aber in dem meinigen verhält er nie. Doch giebt's Ausnahmen von allem Tadel, den ich hier äusserte. Ich kenne drei, Therese, Rosalinda, und Palmire P. . . . Sie verleben ihre Tage in ihres Vaters Hause in stetem Umgang mit Fremden, und — ihre individuelle und Geschlechts-Coketterie findet immer freien Spielraum.

Therese ist Armida in Mignatiire, Palmira wäre Erminia, — zu Erminias Zeiten geworden. Rosalinde hat von den Schönheiten aller Länder etwas. Die leiseste Bewegung ihrer Lippen, ihrer Augen, jeder Blick, alles an ihr ist Grazie. Die drei Schwestern sind voller Talente. Sie tanzen — so üppig, so grazienhaft, und singen mit so viel Ausdruck. — — Genug über die Schönheit der Römerinnen, trinke nicht lange den Duft der Rose, dein Finger weile nicht auf des Veilchens weichem Flaum.

Neun und fünfzigster Brief.

R o m.

Die Italiener bewahren mit liebender Sorgfalt, nicht aus Neigung, nicht aus Ehrfurcht; aus

aus — Geitz jede Trümmer des Alterthums, wie der Bettler seine offene Wunden. — Denn diese Trümmer sinds, die der Fremden buntes Gewühl aus allen Welttheilen nach Italien zieht, um dies Land mit ihrer Neugierde zu füttern. Eine eigne stolze Empfindung befiel mich, als ich in einem Mausoleum Augusts auf der kalten flatternden Asche einherwandelte, die vor zwei tausend Jahren, als Oktavius die Welt zittern machte. Dieser prachtvolle Tempel des Todes hatte viele Gemächer, für jedes Glied aus Augustus Familie ein eignes. Auf das Mausoleum wurde ein Theater gebaut, in dem zuweilen Thiergefechte gegeben werden. Löwen brüllen, wo sonst nur des Todes Schweigen wohnte.

Der berühmte Obelisk, der mit so ungeheurem Aufwande, mit der grenzenlosesten Mühe vom Nil an der Tiber Ufer wanderte, welcher ganz mit Hieroglyphen bedeckt war, deren Schlüssel vielleicht auf immer verlohren ist, liegt izt, einem Leichnam gleich, im Winkel, bedeckt von Staub und Schutt, und von der Zeit zernagt. Einst streckte er in der sieben Berge Mitte das stolze Haupt hoch in die Lüfte, er war von der Sonne beglänzt, für ganz Rom das Maas der Zeit. Das Piedestal liegt gesondert nicht weit davon. „*Senatus, populusque Romanus*“ und „*Urbanus pontifex maximus*“ stehen da dicht untereinander — eine unförmliche

Brücke über der Kluft, in der Jahrhunderte modern.

Von Trajans Forum ist nur die Säule noch übrig, die das Bild des edlen Kaisers der anbetenden Welt zeigte. Sie steht noch unverletzt in ihrer Größe da, nur trägt sie eine Kleinigkeit — statt Trajan den heiligen Petrus. Das Piedestal der Säule ist herrlich, es ist mit Helmen, Panzern, Schwerdtern und andern Trophäen geschmückt. Den Schaft zieren Trajans Thaten; der Gestalten sind vielleicht tausend *) und alle voll Leben und Ausdruck in Formen und Stellung. — Dieser Säule größte Zierde, die alles andre an ihr verdunkelt, ist dein Name Trajan!

Auf dem Quirinal, oder dem Monte di Cavallo, dem Pallaste des Pabstes gegenüber, stehen zwei herrliche Rosse von Marmor, zwei Sklaven **) als Führer ihnen zur Seite. Die Pferde leben, die Gruppen sind tief gedacht und von Meisterhand ausgeführt. Unter einem der beiden Piedestals steht die Inschrift: „Phidias Werk,“

*) Stolberg zählt dritthalb tausend menschliche Gestalten, die Thiere — ungerechnet.

**) Wie konnte der fein fühlende *Dupaty*, mit seiner glühenden Phantasie, hier die Dioskuren und zwar von Phidias und Praxiteles Hand verkennen, und — zu Sklaven erniedrigen?

unter dem andern „Praxiteles Werk,“ und diese modernen Inschriften zwingen dem Reisenden kein Lächeln ab.

Sklaven die Jünglinge dort mit diesen Häuptern, diesen Armen, diesen Körpern? Als Sklaven erregen sie Staunen. — Dieser stolze Renner, frei von Stange und Gebiß, schnaubt, wüthet, steigt; wie zähmt ihn der Sklave? — durch einen Blick.

Sechzigster Brief.

R o m.

Du wünschest die Liebe unter den Römerinnen zu kennen? Klima und Sitten legen in Rom der Liebe keine Fesseln an, Vorurtheile erhöhen ihren Werth nicht, keine Moralität — keine heilige schöne Empfindung veredelt, kein Zwang nährt sie. Alles was die Liebe zum höchsten Erdenglück, zu der Tugend reinsten Genüssen erhebt, das kennt die Römerin nicht. — Die edelste Tochter des Himmels ist hier nur Gesellschaftsdame, welche Laune, Trieb nach Thätigkeit, nach Unterhaltung miethen und bald wieder verabschieden. Nur kurze Zeit ist Liebe der Römerin Bedürfniß; sie liebt, wenn sie kaum zur Jungfrau reifte, und bald welkt die zu früh entknospte Blüte.

Der Schleier des Geheimnisses umhüllt hier nicht der Liebenden trautes Kosen, die Ergüsse ihrer Zärtlichkeit. Von Liebe spricht man in den *Conversazione's* wie vom Wetter, wie von eines Fremden Ankunft; von einer Prozession. Man tändelt den Töchtern Liebe vor, während die Mutter ihre Galanterien erzählt. Von Müttern zu hören: „meine Tochter ist nicht, schläft nicht, sie ist verliebt,“ ist etwas so gewöhnliches, als „meine Tochter hat das Fieber.“

Ich sah Priester mit jungen Mädchen tanzen, man fand darin kein Aergerniß, nicht einmal eine Lächerlichkeit. In Rom findest du zwischen Geschlechtern, Ständen, Altern, keine Scheidwand des Costüms, der Anmassungen, des Wohlstandes. Ein alter Graukopf, ein Officier, ein Kardinal plaudern im Finstern mit einem Mädchen, und — von Liebe.

Die Sprache ist in Rom so frei, als das Klima mild; wenn du ein Weib nur sprechen kannst, dann sagst du ihr alles. Indessen sind im allgemeinen die römischen Mädchen vorsichtig, fast alle bringen zum Altar nicht die Unschuld ihres Herzens, aber jene des Körpers, die der Italiener sehr hoch schätzt. Sie üben schon sehr früh, unter der Mutter Augen, den empfangenen Unterricht, die Kunst, — einen Mann zu haschen. Aber, da die Männer auf ihrer Hut

sind, so spannen die guten Kinder die Netze oft vergebens aus, bis sich denn endlich einer fängt. Indessen sie bieten alles auf, um ihren Zweck zu erreichen. —

Die öffentlichste Galanterie befleckt hier den Ruf eines Weibes nicht, denn der Römer sagt, nur die Hässliche ist tugendhaft, das schöne Weib ist Cokette, sie liebt.

Umsonst würdest du die reine, hingebende Zärtlichkeit bei den Römerinnen suchen, deren himmlischer Zauber über dem Bunde zweier Liebenden waltet, umsonst der Liebe erhabene Opfer und, — die Simpathie, die Schmerz und Wonne theilt. Venus Urania weilt unter ihnen nicht. Jenes angenehme freundschaftliche Verhältniß, das der Liebe ähnelt, das zuweilen an ihre Stelle tritt, ist hier beiden Geschlechtern ganz fremd.

Ein und sechzigster Brief.

R o m.

Da stehe ich vor der Quelle, die in Roms Schicksalen eine so merkwürdige Rolle spielte. Hier lauschte Numa dem Götterlispeln der Najaide, hier plätscherten Jahrhunderte später, unter den Kaisern, die badenden Jungfrauen der Vesta. —

Der düstre heilige Hain ist nicht mehr, der Fontana Egeria in seinen Schatten hiüllte, der sie vor der Winde Brausen, vor Menschen und Thieren schützte. Nicht Egeria begeisterte hier den weisen König; dieser kristallinen Fluthen Geflüster, die schauerliche Kühle, dies heilige Schweigen waren die Geisterstimmen, die ihm tönten.

Auch ich fühle mich begeistert, unbeschreiblich heiter, glücklich in deiner Nähe Egeria! Aber unter frischem Grün, unter Veilchen und Geisblatt, unter sich wölbendem Hagedorn magst du geschwätziger gewesen seyn, als unter dem Marmorgewölbe, das dich einzwängte. Frei und ungefesselt, rieselt, schäumt, schlängelt sich izt die Quelle durch klaren Sand, durch Moosgeflechte, über Marmor, durch Säulentrümmer hin. Dornen, Epheu und wilder Wein ranken um die halb zertrümmerte Marmorhalle; leichte Weste spielen in den flatternden Gewinden, deren Schatten die Quelle gaukelnd umschwebt. Die korinthischen Kapitäle, die einst kühn zum Himmel strebten, die Erde zu erdrücken schienen, liegen zertrümmert im hohen Grase: Nesseln wuchern am schön geschlungenen Akanth.

Noch einen Blick liebe Quelle, und diesen Abschiedskufs. Nicht hier in dieser todten schweigenden Wüste, in Arkadiens Gefilden solltest du rieseln, deine Silberwelle würde Heerden trän-

ken, an deinem Rande würden Schäferlieder tönen und Schäferinnen die sinnend Blumen opfern.

Mögen andre von Roms Gemälden, Statuen, Münzen, von seinen Naturerzeugnissen erzählen, ich schildere die Gefühle, die Ideen, die im Schatten grauer Säulen, am Fusse hehrer majestätischer Triumphbogen, in zerstörter Gräber Dunkel, am bemoosten Rand der Quelle die innersten Tiefen des Herzens erschüttern.

S e t z f e h l e r.

- Seite 24. letzte Zeile, statt von Sera, l. Sera.
— 48. Zeile 8., statt sieh, l. sich.
— 54. Zeile 8., statt Msnschen, l. Menschen.
— 61. Zeile 2., statt gakaft, l. gekauft.
— 85. Zeile 15. 16., statt Dolocs, l. Dolces
— 88. Zeile 16., statt Hain, l. Hein.
— 94. Zeile 2., statt Giorganos, l. Giordano's.
-

I n h a l t

der ersten Sammlung.

	Seite
An den Leser. - - - - -	1
Erster Brief.	
Avignon. Quelle von Vacluse. - -	9
Zweiter Brief.	
Avignon. Lorenzos Verdammung zur Galeere.	11
Dritter Brief.	
Toulon. Galeeren. - - - - -	14
Vierter Brief.	
Nizza. Beschreibung von Nizza. - -	17
Fünfter Brief.	
Nizza. Fernere Notizen. Thomas. - -	19
Sechster Brief.	
Monaco. Beschreibung dieses Fürstenthums	21
Siebenter Brief.	
Genua. Gemälde. Holofernes. Himmelfahrt der Madonna. Cleopatras Tod.	22

Inhalt.

Seite

Achter Brief.

Genua. Pallast Sera. Notizen über die Stadt.

Adel. Hospital. - - - - 24

Neunter Brief.

Genua. Handel. Bank. Polizei. - - 27

Zehnter Brief.

Genua. Pallast Durazzo. Gemälde. Magda-

lena. Olint und Sophronie. - - 30

Elfter Brief.

Genua. Gemälde. Tod des Seneka. - 31

Zwölfter Brief.

Genua. Galeeren. Türkensklaven. - - 32

Dreizehnter Brief.

Genua. Exdoge L. Poggi. - - - 35

Vierzehnter Brief.

Genua. Hospital der Unheilbaren. - - 39

Fünfzehnter Brief.

Genua. Idillisches Gemälde von Albani. - 40

Sechzehnter Brief.

Genua. Verfassung. - - - - 41

Siebenzehnter Brief.

Genua. Justizwesen. - - - - 43

Achtzehnter Brief.

Genua. Fortsetzung. - - - - 45

Neunzehnter Brief.

Genua. Cicisbeat. Genueserinnen. Sitten. 46

I n h a l t.

Seite

Zwanzigster Brief.

Genua. *Albergo de' poveri*. Basrelief von Michel Angelo. Statuë von Püget. - - 48

Ein und zwanzigster Brief.

Genua. Kirchen. Statuë von Püget. - 49

Zwei und zwanzigster Brief.

Lucca. Schilderung dieses Staats. Volkstimmung. Gemälde von Correggio. 50

Drei und zwanzigster Brief.

Pisa. Lage. Der Dom. *Campo Santo*. - 53

Vier und zwanzigster Brief.

Florenz. Leopold. - - - - 56

Fünf und zwanzigster Brief.

Pisa. Leopold. Kritiken über diesen Fürsten. Seine Kinder. - - - - 59

Sechs und zwanzigster Brief.

Florenz. Gallerie. - - - - 64

Sieben und zwanzigster Brief.

Florenz. Fortsetzung. - - - - 68

Acht und zwanzigster Brief.

Florenz. Improvisatrice Corilla. Italiänische Sprache. Tonkünstler Nardini. 69

Neun und zwanzigster Brief.

Florenz. Venus von Medizis. - - - 71

Dreisigster Brief.

Florenz. Der Prätendent und seine Tochter 73

I n h a l t.

	Seite
Ein und dreisigster Brief.	
Florenz. Gallerie. - - - - -	75
Zwei und dreisigster Brief.	
Florenz. Naturalienkabinet. Fontana. -	78
Drei und dreisigster Brief.	
Florenz. Cathedralkirche. - - -	81
Vier und dreisigster Brief.	
Florenz. Poggio Imperiale. - - -	82
Fünf und dreisigster Brief.	
Florenz. Kaiserliche Bibliothek. Michel	
Angelos Wohnung. - - - -	83
Sechs und dreisigster Brief.	
Florenz. Palazzo Corsini. Gemälde. -	85
Sieben und dreisigster Brief.	
Florenz. Amor von Correggio. , -	86
Acht und dreisigster Brief.	
Florenz. Pallast Pitty. Gemälde. Gärten.	87
Neun und dreisigster Brief.	
Florenz. Akademie der Wissenschaften.	
Italiänische Sprache. - - - -	89
Vierzigster Brief.	
Florenz. Akademie der Künste. - -	92
Ein und vierzigster Brief.	
Florenz. Pallast Riccardi. Gemälde von	
Giordano. - - - - -	93

I n h a l t.

	Seite
Zwei und vierzigster Brief.	
Rom. Reise von Livorno nach Florenz und von Florenz nach Rom. - -	96
Drei und vierzigster Brief.	
Rom. Ankunft daselbst. - - - -	98
Vier und vierzigster Brief.	
Rom. Pantheon. Uiber die Baukunst. Ra- phaels Grab. - - - - -	100
Fünf und vierzigster Brief.	
Rom. Fest des heil. Ludewig von Gon- zaga. Kirche des heil. Ignaz. Jesuiten.	108
Sechs und vierzigster Brief.	
Rom. Der Bambino. - - - -	110
Sieben und vierzigster Brief.	
Rom. Das Kapitol. - - - - -	112
Acht und vierzigster Brief.	
Rom. Die <i>via Appia</i> . Das Velabrum. Grab der Caecilia Metella. - - - -	115
Neun und vierzigster Brief.	
Rom. Das Forum. - - - - -	116
Fünfzigster Brief.	
Tivoli. Ankunft. - - - - -	118
Ein und fünfzigster Brief.	
Tivoli. Fahrt von Rom dahin. - -	118
Zwei und fünfzigster Brief.	
Tivoli. Die Cascade. - - - -	120

I n h a l t.

	Seite
Drei und fünfzigster Brief.	
Tivoli. Die Cascatellen. - - - -	122
Vier und fünfzigster Brief.	
Tivoli. Sibillentempel. - - - -	126
Fünf und fünfzigster Brief.	
Rom. Raphaels <i>incendio del borgo</i> . - -	127
Sechs und fünfzigster Brief.	
Frascati. Villas. - - - -	132
Sieben und fünfzigster Brief.	
Rom. Der Farnesische Herkules. - -	134
Acht und fünfzigster Brief.	
Rom. Die Römerinnen. - - - -	141
Neun und fünfzigster Brief.	
Rom. Augustus Grab. Egyptischer Obelisk.	
Trajans Säule. Die Pferde von <i>Monte</i>	
<i>Cavallo</i> . - - - -	144
Sechzigster Brief.	
Rom. Die Liebe unter den Römerinnen.	147
Ein und sechzigster Brief.	
Rom. Fontana Egeria. - - - -	149



8

I n h a l t.

	Seite
Drei und fünfzigster Brief.	
Tivoli. Die Cascatellen. - - - -	122
Vier und fünfzigster Brief.	
Tivoli. Sibillentempel. - - - -	126
Fünf und fünfzigster Brief.	
Rom. Raphaels <i>incendio del borgo</i> . - -	127
Sechs und fünfzigster Brief.	
Frascati. Villas. - - - -	132
Sieben und fünfzigster Brief.	
Rom. Der Farnesische Herkules. - -	134
Acht und fünfzigster Brief.	
Rom. Die Römerinnen. - - - -	141
Neun und fünfzigster Brief.	
Rom. Augustus Grab. Egyptischer Obelisk.	
Trajans Säule. Die Pferde von <i>Monte</i>	
<i>Cavallo</i> . - - - -	144
Sechzigster Brief.	
Rom. Die Liebe unter den Römerinnen.	147
Ein und sechzigster Brief.	
Rom. Fontana Egeria. - - - -	149

8

Dupaty, Charles-Marguerite-Jean-Baptiste Mercier, 1746-1788

Blüten aus Italien

Bd.: 1

Darmstadt 1808

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.115-m#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449114-7